

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 11.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. Juni 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Nur kein Lieutenant!

Novelle von Hans Nagel von Brawe.

Du hast meinen Rath verlangt, — und ich habe ihn gegeben. Meine Ansicht steht unumstößlich fest! Schreib ihm, Deine Verhältnisse erlaubten Dir nicht, Deiner Tochter irgend welche dauernden Zuschüsse zu geben, und — damit ist die Sache erledigt. Denkst Du, so ein Garde-Lieutenant wird über einen — noch dazu ganz anständig garnirten — Korb etwa Schmerzen leiden? Ich kenne Das besser! Und Du beabsichtigst doch nicht etwa, Deine anderen sieben Kinder um Trudens willen zu verkürzen? Oder die jungen Leute beim Commis-Bermögen darben zu lassen, das der „Freiherr“ von Dahlen so freimüthig als sein einziges väterliches Erbtheil bekante? He?“

„Ich hätte gehofft, Schwägerin, es würde vielleicht für Dein Puthenkind, die Gertrud, Deinerseits Etwas —“

„Meinerseits wird sogar mehr wie „Etwas“ geschehen, wenn es sich einmal um den Antrag eines ordentlichen, gesetzten und charakterfesten Mannes handelt, aber keinen Groschen werde ich dazu beisteuern, um meine Nichte und Puthin vielleicht dieselben traurigen Erfahrungen machen zu lassen, an denen ich selbst mein Leben lang zu leiden gehabt habe. Nicht etwa, als ob nachher nicht genug Andere gekommen wären, — aber Der, der mich täuschte, Der — —. Doch das Weitere thut ja nichts zur Sache, er war ein Lieutenant, und — ein Lieutenant ist dieser Dahlen auch! Alles eine Sorte! Du kennst jetzt meine Ansicht, Regenhart.“

„Ich habe eingehende Erkundigungen über den jungen Herrn von Dahlen eingelesen und nur das Beste erfahren. Er soll nicht nur ein tüchtiger Officier, sondern auch ein hervorragend liebenswürdiger Gesellschafter und sehr solider Mann sein. Er selbst schreibt mir, daß er seit dem siebzehnten Jahre elternlos, sein kleines Vermögen schon beträchtlich vermehrt habe. — Na, das sind doch Alles Anzeichen, daß“ —

„Daß mir das damals auch so ähnlich vorgestellt wurde, und es nachher ganz anders war, wie Du weißt — nein, nur kein Lieutenant, mit meinem Willen nicht! Aber — unter uns, Schwager — ich habe etwas ganz

Anderes für unsere Gertrud! Mein Bruderjohn, der junge Redloff, der Referendar, macht jetzt sein Staats-Examen und wenn er Landrath wird, dann soll er heirathen — verstehst Du? Der ist solide, recht vermögend, hat was gelernt, und wenn dann Gertrud eine ihr zuge dachte Gebatter-Gabe von mir mitbringt, dann — na, dann wüßte ich nicht, wie es besser kommen könnte?“

„Nun, wie Du willst, Regenhart. Auf Wiedersehen! Wenn nicht früher, dann zu Weihnachten!“

Während Herr von Regenhart seine hagere Gestalt die zwei Treppen hinabtrug bis zum Lüchow-Platz, ging dessen Schwägerin in ihrem eleganten Salon auf und ab. Sie hatte die Hände hinter dem Rücken gefchränkt, und die große proportionirte Gestalt erschien dadurch nur noch straffer, um so mehr, als sie den blonden Kopf fast zu gerade trug.

„Gott sei Dank! Wieder einmal einem Unglücke vorgebeugt! Ja, ja! — Erfahrungen sind nützlich, wenn man sie eben Andern nutzbar macht! — Nein, meine Trude, Du sollst nicht um Deine Jugend betrogen werden!“

Es leuchtete förmlich vor innerem Behagen über das nicht unschöne Gesicht der Bierzigerin hin.

„Herr Referendar Redloff!“ meldete in diesem Augenblick das Kammermädchen, und schon stand der Angemeldete der Dame gegenüber.

„Tante Trude, nun freue Dich einmal mit mir! Die Hauptarbeit meines Examens ist richtig gelöst, eben hat mir's der geheime Rath L. im Vertrauen mitgetheilt, und da sprang ich flink zu Dir hinauf, um's Dir, ebenfalls im Vertrauen — aber Trudchen, Tantschen, was ist Dir denn passiert — so ernst — so —?“

Der junge Mann hatte die Tante mit dem rechten Arme umfaßt und hatte die Linke auf ihre Schulter gelegt. So, ihr dicht gegenüber, sah er sie fragend durch die ledernen braunen Augen an und — jedes Wort betonend meinte er:

„Du! — sollte etwa der klapperige Baron Regenhart, dem ich da eben begegnete, es wagen —?“ Er lachte plötzlich laut auf. „Nein, das leide ich nicht! Du bist meine Tante, meine schöne liebe Truden-Tante, und das sollst Du auch —“

„Aber was das wieder für eine unsinnige Idee ist, die da in Deinem Gehirn emporwuchert,“ ant-

wortete Fräulein Redloff, jetzt ebenfalls lachend. „Freilich, um einen Antrag handelte es sich dennoch, wenn auch, um — Du solltest indessen mit etwas mehr Respect von Deinem Onkel reden,“ unterbrach sie sich, dem jungen Manne mit dem Finger drohend, „um so mehr, als Gertrud seine Tochter ist und Gertrud —“

„Einmal meine Frau werden soll? Ha, ha! Aber komm, erzähle mir, was es gab — Du brennst ja doch darauf, ich weiß es!“

Er zog die Tante bis an das Sopha, warf sich selbst in einen Fauteuil und „so nun kann der Guf



Stillvergnügt. Nach dem Bilde von P. Wagner. — Siehe Seite 83.

„Also, liebe Trude, Deine Ansicht geht dahin“ — „Daß Du dem jungen Manne schreibst, wie ich Dir sagte. Hungerleider giebt es genug in der Welt, die braucht man sich nicht erst heranzuziehen, und nun sind wir wohl einig über den Fall. Gine, meine verstorbene Schwester, würde nicht anders urtheilen, und ich finde es recht vernünftig, daß Du herüber kamst nach Berlin und Rücksprache mit mir nahnst. Dinirst Du bei mir?“

„Unmöglich, Schwägerin, unmöglich! Die Geschäfte in Schwarzwald, jetzt in der Rübenerndte —“

beginnen!" rief er mit Pathos und blickte der Dame so recht froh in die blauen Augen, während seine Finger den dunkeln Schnurrbart kokett aufwirbelten.

"Weißt Du, mein Junge, Du springst eigentlich ganz anders mit mir um, wie alle anderen Menschen."

"Schilt nicht, Tantchen! Bin ich nicht ein Vand'kind? Wenn ich morgens in der Gerichtsstube saß, nachmittags und oftmals nachts war ich sicher draußen im Walde. Die Waldluft macht uns led und froh! Wenn ich geschneigelt und zugeknöpft daher gehen sollte, warum liebest denn Du — ja Du, Tantchen, — mich nicht Officier werden? Aber Du hast recht gehabt — tausche mit keinem Lieutenant mehr, wenn ich erst Landrath bin!"

"Gott sei Dank, daß Dein Vater —"

"Na, lassen wir das, der kann nichts dafür. Mein Schicksal gipfelte in Deiner souveränen Lieutenantens-Berachtung" parodierte er, die Stimme bis zum tiefsten Bass hinab schraubend. "Aber nun beginne — ganz Dar!"

"Der Onkel Regenhardt bekam einen Antrag für Gertrud — ganz regelrecht — von — nun von einem Lieutenant. Neulich im Manöver hat — er sie kennen gelernt!"

"Und nun?"

"Na, natürlich abgewiesen!"

"Na, natürlich abgewiesen," wiederholte der Nefse mit demselben Tonfalle, indem er seinem Gesichte den Ausdruck höchster Herablassung zu geben suchte und seine Worte mit der entsprechenden Geste begleitete. "Aber warum denn? Soll sie etwa auf mich warten? Na, dann kann sie —"

"Sprich's nur aus — alte Jungfer werden, und das wäre immer noch besser, als die Verlobung mit so — so einem Lieutenant."

"Tantchen, Du bist zu nett," rief er lachend und küßte sie, "aber ungerecht und nachtragend bist Du auch. Weil damals — jener Bratenburg —"

"Bitte, Julius —"

"Nein, laß mich's sagen. Weil Jener Dich mit seinen Schulden und Deiner Bürgschaft süßen ließ und eine Ocean-Fahrt unternahm, darfst Du, meine kluge Tante, doch nicht Rückschlüsse auf einen ganzen Stand ziehen? Sieh, das ist unlogisch, — Frauenfehler! Aber — nun's geschehen ist, kannst Du mir auch sagen, wer denn der Unglückliche ist, dem Du in Gemeinschaft mit dem liebevollen Onkel das Herz abgebunden hast?"

"Erkläre mir zuvor, wie kann ein Mann, ein Lieutenant, der kaum über 50 000 Mark verfügt, es wagen, um ein Mädchen anzuhalten, das —"

"— das eine reiche Tante und Gevatterin hat!"

"Das wußte er nicht einmal, denn er wollte sich, um sein Glück begründen zu können, nach Lych versehen lassen — nettes Glück!"

"Aber Tante, das Alles spricht doch für den Mann und seine ernstesten Absichten! Wer ist denn dieses Phänomen eines minniglichen Garde-Lieutenants?"

"Von Dahlen heißt er."

"Von Dahlen? Edwin von Dahlen von den Mai-käsern? Mein Gott, den kenne ich wie meine Tasche! Der ehrenhafteste Kerl von der Welt! Hat mich einmal von einem Nachwächter gerettet, als ich — na einerlei — dabei lernte ich ihn kennen, oder besser er mich, denn er hatte mich gefunden und brachte mich nach Hause. Also Der! Weißt Du Tante — das thut mir leid, wirklich leid! Auch meine Eltern hatten ihn lieb gewonnen, — er lag neulich bei ihnen im Quartier — in Hagelkamp."

"Als Trude bei Deinen Schwestern zum Besuche war, das ist's ja gerade! — — Komm' Mierdel, meine kleine Mira, Du sollst ja zu trinken haben," wandte sie sich an eine ausnehmend fette Kopfshändin, als diese mit leisen Klageklängen vergebens sich bemühte, auf der Herrin Schos zu klimmen.

Während Fräulein Redloff ihren Mops hinaus geleitete, ließ der Referendar den Blick durch das elegant und wohnlich eingerichtete Zimmer gleiten. Ueberall solider Luxus und nirgends jener oberflächliche, moderne Tand, — Ordnung bis in's Kleinste. "Eine herrliche Frau, die Tante! Zu schade, daß die keinen Mann mehr wollte. Hätte das eine Mutter gegeben! Aber das Trudel soll nicht auch noch darunter leiden! Was macht man da? — Daß es auch gerade Dahlen ist —"

Er stand auf und trat an das Fenster. Unten waren viele Hände beschäftigt, aus dem ehemaligen Holzplaz ein regelrechten Lüchow-Parl herzustellen. "Tante Trudchen" kehrte eben zurück. —

"Weißt Du, Tante, wenn ich da unten die Linden mit den Erdballen verpflanzen sehe, niedergelassen in ein sorgsam vorbereitetes Bett von Muttererde, dann denke ich unwillkürlich: Mit Menschenkindern macht man doch weniger Umstände. Die werden verpflanzt — ob

der geistige Nährboden derselbe ist oder nicht — wenn nur der Schein, der oberflächliche grüne Rasen, richtig passend darüber gelegt wird. Ob sie dann darunter nach und nach verkümmern, darauf kommt's nicht an."

"Worauf willst Du hindenten, mein Junge?"

"Nun, Tante, wenn Gertrud nach Deinem Wunsche meine Frau würde, dann würde sie eben im falschen Boden verkümmern, trotz der richtigen Rasendecke, und wenn ich glaube, einer Anderen alles Das bieten zu können, was zu ihrem glücklichen Gedeihen nöthig wäre an warmem, rechtem Boden, so — na, wie soll ich sagen — so fehlt mir eben der Rasen, den die äußerliche Welt, die vom Baumpflanzen doch garnichts versteht, nicht entbehren zu können glaubt."

"Julius, Du sagst das so ernst!"

"Bei Gott, das ist es auch, warum soll ich nicht auch einmal ernst sein?" fuhr es jetzt fast zornig über seine Lippen.

"Julius — Du liebst — Du?"

"Ich will Dir's kurz sagen. Ja denn, wenn Du willst — ich liebe. Liebe ein Mädchen, das mich wieder liebt. Nichts hindert uns, als — na — der jammervolle Rasen zum Bedecken des guten Bodens."

"Erkläre!"

"Weißt Du, Tante — es giebt allerlei Hindernisse zum Glück — Du verurtheilst Gertrud zum ewigen Jungfernstande, weil Dir — ein Rock nicht gefällt."

"Julius, Du —"

"Laß mich vollenden! — Ich bleibe Junggeselle, weil ich Redloff heiße."

"Das verstehe ich nicht!"

"Ich auch nicht! Aber es ist so — ich heiße schlichtweg Redloff und bin stolz, mit meiner vortrefflichen Tante denselben Namen zu führen und sie — sie hat eben die drei Buchstaben —!"

"Und schlug Dich aus?"

"O, denk' nicht daran — sie nicht, aber —"

"Bitte, erzähle einmal vernünftig!"

"Sie — ist also ein Edelfräulein, die arme Nichte eines Gutsbesizers in der Nähe meines bisherigen Kreisbezirks. Das beste und liebste Mädchel der Welt — wahrhaftig, Tante! Ich war oft draußen im Schlosse, bis — eines Tages die Baronin recht spiz äußerte, — in ihrer Familie habe noch keine Tochter einen Bürgerlichen geheirathet. Ich verstand Das — der "Rasen" hatte nicht die richtige Farbe —"

"Mein lieber Junge," sagte Tante Trude fast zärtlich, "o, wie kann man so kurzfristig sein!"

"Nicht wahr, Tantchen? Der Lieutenants-Rock ist doch auch nur — Rasen!"

"O, das ist ganz was Anderes!"

II.

Fräulein Gertrud Redloff hielt im Allgemeinen nicht viel auf sogenannte Freundinnen. Dennoch hatte sie sich einer gleichalterigen Dame behufs gemeinsamer täglicher Spaziergänge angeschlossen. "Es ist immer sicherer und zuweilen auch unterhaltender, als das Alleingehen," hatte sie dem Nefsen gegenüber geäußert. Dieser Nefse war inzwischen — nach bestandnem Examen zu seiner weiteren Ausbildung nach Demmin versetzt.

Auf den Arm der Freundin gestützt, ging die Tante Trude an einem der ersten December-Tage am Lüchow-Ufer entlang. Es war so ein Wintertag, an dem man die Schritte beschleunigt und die Kragen emporschlägt, denn es wehte ein schneidend kalter Südost. Die beiden Damen waren in elegante Pelzmäntel gehüllt. Eben bogen sie auf die neue Hercules-Brücke ein, als ein Officier an ihnen vorüberging. Er trug den neuen hellgrauen Mantel, und darin mochte die Veranlassung liegen, daß beide Damen den Blick auf ihn richteten. Beim Begegnen machte er höflich das Trottoir frei — ohne aufzusehen.

"Zurthor stramm — der reine Gott!" raunte Tante Trude leise der Freundin zu.

"Aber ein auffallend schöner, vornehm aussehender Mann," antwortete diese.

"Vornehm thut die Sorte, aber was dann dahinter ist — na —"

In diesem Augenblicke ertönte ein heftiges Gepolter, ein Hufschlag, wie von galoppirenden Pferden. Die Damen blieben unwillkürlich stehen und sahen sich um.

Von der Landgrafen-Straße her kam ein leerer Bierwagen daher — ohne Kutcher — die schon gewordenen Pferde schleiften die Zügel. In voller Flucht bog eben das Fuhrwerk der Brücke zu, als zwei kleine Mädchen — es waren offenbar geringer Leute Kinder — von Angst getrieben noch versuchten die Brücke zu erreichen.

"Um Gotteswillen," schrie Tante Trude entsetzt auf, und überall fand der Angstschrei Wiederhall, denn unvermeidlich schien das Unglück. Vorwärts rasten die Pferde in der Richtung auf die fliehenden Kinder. Da — im

letzten Augenblick — fassen zwei kräftige Hände die Mädchen. Sie werden zur Seite geschoben — das schwere Fuhrwerk saust krachend gegen das Brückengeländer — Pferde und Wagen stürzen zusammen zu wildem Anäuel. Alles sieht nach den Kindern — sie sind gerettet — stehen weinend da. Der Ketter aber, vom schleudernden Wagen gefaßt, ist niedergeworfen. Einen Augenblick liegt er wie bestimmungslos. Tante Trude ist unter den Ersten, die zur Hülfe herbeieilen, — aber schon erhebt sich der Verunglückte — langsam — nimmt seine Mütze und drückt das Taschentuch auf die Stirnwunde, aus der das Blut niederrieselt. Eilig geht er der Lüchow-Straße zu. Jetzt drängt die Menge herzu — man beschäftigt sich mit den Pferden, den Kindern. Die Polizei greift ein. Wo ist der Ketter? fragt man. Eben stieg er in den abfahrenden Pferdebahn-Wagen am Lüchow-Platz.

Tante Trude sah ihm nach — stumm.

"Na — was sagst Du nun?" fragte die Freundin. "Behauptest Du noch, es wäre Nichts dahinter?"

Aber statt der Antwort wandte sich jene an einen Polizisten.

"Wer war der Officier?"

"Det wissen wir nicht — aber ein junger Mann is et, det is sicher! — Na, überhaupt Madamelen, unsere Jarde-Lieutenants! Ja kenne dat, id bin mit bei St. Privat jefesen!"

Die Damen gingen weiter. Lange schwiegen Beide. "Es giebt doch Ausnahmen!" sagte dann Tante Trude. — "Schade, daß man nicht weiß, wer es war!"

III.

Der Winter zeigte sich in seiner vollen Strenge. Der Schnee lag fußhoch und knirschte.

Es war am Tage vor dem Weihnachtsabend, am 23. December. Die Locomotive des Schnellzuges stöhnte schon seit einiger Zeit am Ausgange der gedeckten Perron-Halle des Stettiner Bahnhofes, als könne sie nicht erwarten, losgelassen zu werden. Das hatte aber noch etwa 10 Minuten Zeit, denn erst um 8 Uhr 25 Minuten war Fahrzeit für Stralsund, und immer neue Reisende hasteten — paketbeladen — herzu, in Mäntel und Pelze gehüllt, oder von Dienern geleitet, welche die nöthigen Erwärmungs-Utensilien herzuschleppten.

In einem Nichtraucher-Coupe zweiter Klasse hatte schon ein Herr einen Eckplatz rückwärts eingenommen. Er hatte den Pelztragen des Paletots aufgeschlagen, und gleichgültig ruhten seine dunkeln Augen auf dem Treiben und Geschiebe, das mit jeder Minute zunahm.

"Vorsichtig — es ist glatt — ach, mein Herr, — Sie helfen vielleicht!"

Eine Frau in der Tracht der Diaconissinnen richtete diese Worte an ihn. Eigentlich waren sie in ihrem letzten Theile überflüssig, denn schon hatte der Herr die hülfreiche Hand einer Dame gereicht, die nun das Coupe bestieg. Sie war, auf den Arm der Schwester gestützt, herangefommen, und offenbar schonte sie einen Fuß. Stumm hatte der Herr ihre zahlreichen Effecten und Pakete in das Kofferney gelegt, und nun sah er wieder an seinem Plaz. Eben nahm ein junger Infanterie-Officier den vorderen Eckplatz ein, als auf dem Asphalt des Perrons das Rasseln eines Palasches erschallte. Nicht vor dem Coupe war er jetzt hörbar.

"Was Teufel, alter Kerl, auch Du fährst mit diesem Zuge? Das ist ja prächtig!" so klang es — auch fast rasselnd von den Lippen des jugendlichen Panzerreiters, der die behandschuhte Rechte dem Kameraden hinausstreckte.

"Neumann, hierher meine Sachen!" rief er seinem Burischen zu. "Werde zu Dir steigen, alter Kerl, habe zwar erster, ist ja aber egal — überall vornehm!" Er lächelte behaglich über den eigenen Witz, schob die weiße, grün geränderte Mütze etwas in den Nacken, ließ sich durch Neumann den Biberpelz regelrecht über die Beine legen, und dann ertönten auch schon das Signal der Zugführer-Pfeife und die drei Schläge an die große Stations-Glocke.

"Prächtig, daß wir uns hier einmal treffen. Sieht Dich sonst kaum! — Auch auf den Hoffesten, — so was es bisher an kleinen Scherzen gab, — traf man Dich nicht!"

"Dazu fehlte die Zeit, lieber Freund!"

"Aha — kleiner Streber! — Geistesarbeit! Begreife! Carrière machen! Begreife! Freilich — die geistige Anstrengung fällt für uns Boyer fort — dafür Frische!" Er machte eine Bewegung mit dem rechten Arme, um seinen Worten auch den sichtbaren Kraftausdruck zu geben. "Aber sage, alter Freund, wozu quälst Du Dich mit den Wissenschaften?" fuhr er fort. "Warst doch schon Adjutant und — Schriftgelehrter! Wozu noch mehr?"

Der Andere lächelte.

"Weil ich das Bestreben habe, mich tüchtig für meinen Beruf zu machen," antwortete er.

„Halte ich für ganz nebensächlich. Ordentlich reiten können und die Augen offen, damit kommt man am weitesten!“

„Nun ja — der Cavallerie-Lieutenant! Aber wer später einmal Truppen führen will, wer den Soldatenstand als Lebensberuf wählen muß und gern wählt — und wer einmal auch Anderes kennen lernen will, wie des Garnison-Dienstes Einerlei —“

„Hast Recht, alter Kerl, anderer Standpunkt! Ich gehe über kurz oder lang auf meine Klitsche, wenn einmal die Funken nie erlöschender Liebe da hinein fallen!“ — Er machte die Handbewegung nach dem Herzen.

„Bis jetzt behelfe ich mich noch mit dem üblichen Flackerfeuer. — Sag', kennst Du die kleine Racenée vom Adolf Ernst? Reizendes Kind und tugendhaft — das ist gerade das Schöne! Nur zwei bis drei Freunde —“ er sah sich um, beugte sich vor und flüsterte dann leise: „Ich natürlich der einzig Bevorzugte!“

„Ich,“ erwiderte der Andere, „habe niemals Freude an derartigem Umgange gefunden und werde sie auch wohl in Zukunft nicht mehr finden. Ich möchte fast sagen, daß ich jenen Schichten der Gesellschaft oder Stamm-Gesellschaft, in denen eine ganze Reihe unserer modernen Literaten jetzt umherwühlen — vielleicht aus Unkenntniß besserer, — daß ich jene Schichten garnicht einmal kennen gelernt habe. Erst wenn ich alles Bessere, Höhere kenne, wird's mich vielleicht verlangen, auch die Tiefen im Sinne Zolas und seiner schwachen Nachahmer kennen zu lernen. Das hat aber Zeit, denn unsere Welt zeigt wahrlich so viel des Erhabenen, des Erstrebenswerthen, daß ein Menschenleben nicht hinreichen dürfte, um es ganz zu umfassen!“

„Immer noch der Idealist — erinnere mich aus dem Cadetten-Corps — ist aber im Grunde einerlei, auf welche Weise wir dem Könige dienen — mit der Faust oder mit dem Geiste — als Patronillen-Reiter oder himbeerfarben. Nöthig haben Se. Majestät von allen Sorten und — wie sagte doch der fromme Landsknecht in seinem Gebete:

„Wer redlich sich
Für Recht und Pflicht,
Hier Lob erwirbt
Und stirbt dort nicht!“

„Du bist doch ganz unverändert geblieben — warst schon im Corps stark in Citaten!“

„Ist meine volle Ueberzeugung, alter Freund! Das Beien macht's nicht — Handlung will unser Herrgott von uns sehen!“ Wieder machte er die pantomimische Kraftbewegung mit dem rechten Arme. „Bei Handlung — da fällt mir der Messenbach — weißt Du — vom 5. Garde-Regiment ein, ist vor ein paar Tagen zurückgekehrt!“

„Der Ostafrikaner?“

„Derselbe. Weißt Du, wie er zur Schutztruppe kam?“

„Und?“

„Dient um reiche Erbin an. Schwiegervater meinte, wäre zu jung, müsse erst Etwas leisten. Was thut Messenbach? Mir nichts, Dir nichts zu Wischmann! Hat Buschiri-Krieg mitgemacht — rothen Vogel mit Schwertern — bei Rückkehr zum Generalstabe commandirt und gestern steht die Verlobung in der Zeitung. — Natürlich — Handlung! Weißt Du — ich melde mich auch nach Afrika!“

„Willst Du auch heirathen?“

„Denke nicht daran! Aber Thaten, große Thaten möchte ich begehen — so auf Borrath schon! Doch da ist ja — wahrhaftig — Granjee, meine Station! Wohin fährst Du?“

„Auch ich steige hier aus,“ erwiderte der Andere. Der Zug hielt. Die Officiere empfahlen sich höflich.

Die Dame hatte fast während der ganzen Reise die Augen geschlossen gehabt, nur ab und zu hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, wie sie zwischen den Lidern hindurch blinzelte nach den jungen Officieren, denen sie jetzt mit offenbarem Interesse nachsah.

Dann, als sich der Zug in Bewegung setzte, sah sie mit jenem fragenden Ausdruck auf ihr vis à vis, den man in der Reisesprache übersehen möchte: Wirst Du Dich unterhalten, oder bist Du ein principieller Schweiger?

Den weichen Reiseumfuh sah jener hinaus in die wechsellose Landschaft. Er mochte aber den Blick fuhlen, denn jetzt richtete er der Dame die großen dunkeln Augen so ernst entgegen, daß es fast darin zu lesen war: Sprich — ich höre.

Und sie verstand ihn.

„Wahrhaft typische Erscheinungen, die Beiden,“ warf sie hin, durch eine leichte Kopfbewegung nach rückwärts deutend. „Es liegt so etwas Weltbeherrschendes — Unfehlbares im Wesen des preussischen Officiers, wie es doch kein anderer Stand an sich trägt! Ich glaube, unter Tausenden würde ich den Lieutenant heraus erkennen,

schon an der Haltung der Nase, — wenn er auch verkleidet wäre.“

Der Herr lächelte. „Wollen Sie das Selbstgefühl tadeln, das aus großen Leistungen, aus dem Können und daraus erwachsenden Ehren emporgewachsen ist?“

„Ich glaube, in den seltensten Fällen darf man hinter dem abgeschlossenen, hochfahrenden Weien tiefen inneren Werth voraussetzen — ich habe Beispiele — erlebt — Erfahrungen —“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Wenn der Tag erwacht.

Gedicht von Frida Schanz.

Nach wirrem Schlummer, nach schwüler Nacht,
O Trost, o Glück, wenn der Tag erwacht!
Die Schatten verjanken; die Sterne verglühen;
Es liegt wieder Thau auf des Lebens Blüten;
Die Orgeln des Friedens tönen hernieder,
Auf flattern die Tauben der Hoffnung wieder,
Es weht wieder frisch um Dein Angesicht,
Es wird wieder sonnig, es wird wieder licht,
Die Schemen der Träume verrinnen sacht. —
O Trost, o Glück, wenn der Tag erwacht!

Nachdruck verboten.

Stillvergnügt.

(Siehe das Bild auf Seite 81.)

Das Käthele hat gestern Abend herzbrechend geweint und garnicht in's Bett gemocht. Natürlich nicht, denn der Schnauzerl war zum ersten Mal in seinem Leben fortgelaufen und nicht heimgekommen. Was hatte der Schnauzerl denn fortzulaufen? Wenn er sich nun im Walde verirrt oder vom Jäger todtgeschossen würde? O gar! Käthele mochte den Gedanken nicht ausdenken! Das hätte es ja nimmer ausgehalten, denn es war mit dem Schnauzerl groß geworden — Beide zählten ihre 6 Jahre — und wußte, daß man ohne Vater und Mutter und Schnauzerl einfach nicht leben könne. Darum hatte es auch vor dem Einschlummern unter Thränen gebetet: „Lieber Gott, bitte, laß doch mein Schutzengel den Schnauzerl suchen, ich kann mich eine Nacht wohl auch einmal ohne mein Engelchen behelfen. Bitte, bitte, lieber Gott!“ Dann war es eingeschlafen, indem es keine Ahnung davon besaß, daß Schnauzerl des Engelchens keineswegs mehr bedurfte, sondern längst gesund schnarrend draußen hinter der Scheune lag. Mit einem gewissenlosen Verführer, dem „Lumpel“ des Schlächters, hatte er in den nächsten Dörfern vagabundirt gehabt, der schlimme Schnauzerl! — Und in der Frühe, als Käthele sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, war der vierbeinige Kamerad wie üblich zu ihr auf's Bett gesprungen. Ach, hatte es da dem lieben Gott und dem Schutzengel viel tausend Dank gesagt! Und dann setzte es sich auf den abgehauenen Baumstamm vor's Haus und nahm den Schnauzerl, der sich nun mannsstille verhielt und nur einmal die glänzend schwarze Nase ein klein wenig hin und herzog, als er in der Ferne den Bösewicht, den Schlächter-Lumpel bemerkte, fest in die runden Kernehen. Dabei schaute es mit den unschuldigen, süßen Kinder-Augen lachend in den schönen Tag hinaus, so recht, recht stillvergnügt, denn jetzt fehlte ihm nichts, aber auch garnichts mehr auf der Welt! Und so hat es der Maler Paul Wagner gesehen, der sich schleunigst daran machte, das holde kleine Wesen abzumalen und deshalb ist denn auch den Leserinnen der Illustrierten Frauen-Zeitung heute die Möglichkeit geboten, sich ebenfalls an dem stillvergnügten Käthele nebst seinem Schnauzerl herzlich erfreuen zu können.

Nachdruck verboten.

Rothenburger Thorwache.

(Siehe das Bild auf Seite 85.)

Welchem Kunstfreunde wäre heutzutage Rothenburg ob der Tauber im Bayernlande unbekannt? Dieses kleine Nürnberg mit seiner mittelalterlichen Ringmauer und den interessanten, ja zum Theile prächtigen Bauten inmitten enger unansehnlicher Gäßchen. Jeder, der in der Nähe weilt und es sonst möglich machen kann, schaut es sich an und trägt die genußreichsten Eindrücke mit heim. Da fällt es den braven Rothenburgern auch nicht ein über die Fremden mißbilligend zu haunern, im Gegentheil, sie schmunzeln ob der Scharen, die selbst aus England und Amerika und Gott weiß woher kommen, verdienen sie doch einen guten Bayern babei. Einst war dies anders. So zeigt es unser von dem Maler Birkmeyer in München gemaltes, köstliches Bild.

Gut sich da, vor etwa hundert Jahren, ein gelehrter, junger Berliner Professor mit seiner ebenso gelehrten jungen Frau in den Ferien aufgemacht, um sich einmal persönlich die nur von wenigen Kunstkenner gewürdigten Bauten der damals noch freien Reichsstadt anzuschauen. Schon wie die Professors-Leute über die doppelt gewölbte Tauberbrücke rollten, und der Schwager so fröhlich sein Viechel zu den alten Mauern emporschmetterte, haben sie sich über den häßlichen Anblick der thurmreichen Stadt geireut. Aber jetzt, kaum wo sie durch's Thor gefahren sind, ist ein bedeutlicher Moment eingetreten. Der Herr Sergeant Lämmermann, der stellvertretende Commandant der Thorwache (der Lieutenant sibt natürlich im „Löwen“), betrachtet den überreichen Paß äußerst mißtrauisch. Als alter Rothenburger erinnert er sich noch ingrimmigen Herzens genau, wie im siebenjährigen Kriege der preussische Cornett Stürzbecher mit 25 Husaren die ganze Festung Rothenburg eroberte; also was kann aus Berlin, dem vermaledeiten Preußenneß, Gutes kommen? — Zum Vergnügen reisen? Wer das glaubte! Wer in aller Welt konnte denn zum Vergnügen nach Rothenburg kutschieren? Oh, hm! mochten da etwa zwei verkappte Spione per Extra-Post die

Vaterstadt überrumpeln wollen? Es sollte zwar augenblicklich tiefster Friede im Reiche herrschen, aber — man kann nie wissen! — Die anderen Soldaten, die Lämmermanns schwerwiegende Bedenten nicht ahnen, schauen sich die fremde Herrschaft und ihren Wagen ziemlich gleichmüthig an, nur Corporal Schnabelhuber merkt ebenfalls, daß Etwas nicht in Ordnung sei. Er stellt sich breitpurig hin, bläst seinen Tabaksrauch grobartig in die blane Luft und ahnt schon, daß er im nächsten Augenblicke von Lämmermann zu einer Conferenz über den schwierigen Fall mit herangezogen werden wird. Gott weiß, wie lange das arme beargwöhnte Professors-Ghepaar so noch zwischen Thür und Angel hätte schweben müssen, wer weiß, ob nicht Lämmermann und Schnabelhuber den Beschluß gefaßt haben würden, es ausheizen und einzuweilen das dunkelste Sicherheits-Kämmerchen hinter dem Wachtzimmer beziehen zu lassen, wenn nicht glücklicherweise der Herr Lieutenant dem Herrn Major im „Löwen“ drei Gulden abgewürfelt und nicht nach diesem Erfolge schleunigst das Spielchen abgebrochen gehabt hätte. So aber sagte es sich, daß er in besserer Stimmung pflichteifrig seine Wache revidirte, und als Resultat erfolgte die liebenswürdige Zulassung der Berliner Reisenden zu Rothenburgs architektonischen Kunstschätzen. Ueber diese haben Mann und Frau dann später zusammen ein dickleibiges Buch geschrieben, das heute noch auf der Berliner Bibliothek vorhanden sein soll.

Nachdruck verboten.

Modenbild 1001.

Eine Jubiläums-Betrachtung.



Man nennt unser Zeitalter mit einem leichten Anflug von Ironie das der Jubiläen. Und doch thut gerade uns bei dem allgemeinen Hasten und Vordrängeln ein kurzes Verweilen auf einem erreichten Punkt wohl; es regt zum Nachdenken und Vergleichen an und ist unter allen Umständen erfrischend, selbst wenn es sich um das wechselvolle Gebiet der Mode handelt.

Am 1. April 1871 überraschte die Redaction der Modenwelt ihre Leserinnen mit der ersten farbigen Modenbeilage in Stahlstich, und jetzt, nach 22 Jahren, folgt jenem ersten Blatt das 1001. in colorirtem Holzstich, ein Reproductions-Verfahren, das bereits im Jahre 1879 eingeführt worden war. Je von hundert zu hundert fortschreitend, gewähren unsere verkleinerten Jubiläums-Darstellungen einen interessanten Rückblick auf die Entwicklung der Mode in den letzten zwei Decennien — seit der Zeit des nationalen einigen Deutschlands!

Was ist die Mode überhaupt? Der mehr oder weniger rasche Wechsel in den Erscheinungs-Formen, wie er auf jedem Gebiete durch den Wandel des Geschmacks beeinflusst wird, der nun einmal der Naturanlage des Menschen entspricht. Das Verlangen nach Veränderung und die Fähigkeit, sich einer solchen Abwechslung zu freuen, wurzelt tief in der Beweglichkeit des menschlichen Geistes, in der unbewußten Sehnsucht nach Vervollkommnung. Sonne, Mond und Sterne wechseln, die Natur verändert ihr Gewand, und sei es nun Kreislauf oder Fortentwicklung — das Gesetz der Unbeständigkeit ist mächtig in Allem, was die Sinne umfassen! Wo bliebe die treibende Macht in der Cultur-Entwicklung, wenn dem Streben nach „Neuem“ Schranken gesetzt würden durch den Zwang der Beständigkeit? Ueber Mißgriffe schreitet die vorwärtsstrebende Schöpfungslust rascher hinweg, und ein positiver Fortschritt ist oft erst am Ende einer langen Periode des Suchens und Experimentirens erkennbar.

Die Mode im weiteren Sinne beeinflusst alle Bethätigungen des Cultur-Lebens. Wo der oberflächliche Blick nur sinnlose Laune und thörichte Willkür sieht, wo der kurzfristige Moralist sich einseitig zu erweisen berufen fühlt, da erndet ein tiefer sprühendes Verständnis tausende, ineinander greifende feine Fäden, die alle Erscheinungen derselben Zeit: Wichtiges und scheinbar Unwichtiges, sociale und künstlerische, geistige und materielle Interessen unlösbar miteinander und untereinander verknüpfen. Das Zusammentragen all der kleinen Steine, ihr mosaikartiges Zusammenfügen zu einem lebensvollen, der jeweiligen Wirklichkeit entsprechendem Bilde nennt sich Cultur-Geschichte und eine ihrer verschiedenen Abtheilungen: Kostüm-Kunde. Die Kostüm-Kunde ist im Grunde genommen nichts Anderes, als die auf eine entferntere Vergangenheit zurückgreifende Geschichte der Mode. Den Moden, die wir selbst dereinst noch getragen, in denen wir unsere Mütter und Großmütter noch gesehen, stehen wir nicht unbefangen gegenüber. Sie sind noch nicht „historisch“ geworden und damit der Kritik des Einzelnen noch nicht genügend entrückt.

So müthen und heute die am 1. April 1871 einft sicherlich mit Entzücken begrüßten Vorlagen gar seltsam und beinahe unbegreiflich an. Noch herrschten die Formen, deren Entstehen der schönen Kaiserin der Franzosen zugeschrieben wurde: der weite über der „Lepten“ Krinoline leicht schleppende, mit Halseln besetzte Rock, die kurze Taille, deren Ausschnitt den Hals mehr oder weniger frei läßt, die tief unter den Schultern anhängenden Aermel, sei es in Puffen bis auf die Hand fallend, sei es in kurzen weiten Falten den Arm unter Epigen lockert entblühend, und dazu die Vorliebe für umfangreiche Kostengebäude, Band- und Schleienschnud im Haar. In den folgenden zwei Jahren sind die Veränderungen der Mode so wenig einschneidend, daß sie sich dem stüchtigen Ueberblick kaum bemerkbar machen. Fast will es scheinen, als ob der Ernst des Kriegsjahres noch nachwirkte, als ob größere, höhere Interessen für eine Weile die kleinen Sorgen veränderungslustiger Eitelkeit in den Hintergrund drängten — man begnügt sich, die gegebenen Formen zu variiren, weiter auszubilden, bis zu unsichönen Ueberreibungen, wie die Weite der immer noch durch steife Unterröcke gespreizten Röde und eine schwerfällige Ueberladung in der Art des Besatzes sie aufzuweisen, am bedeutlichsten aber der „Chignon“ auf dessen hoch- und breitstrebendem Bau ein winziges Hüthen vergnüglich thront.

Etwas Behäbiges, Behagliches, des Gewordenen ohne hastendes Weiterstürmen in Ruhe sich Freundes liegt in dem Charakter der damaligen Mode.

Dann aber, vom Ende des Jahres 1873 bis zum Herbst 1876, wald ein Umschwung! Schwärmer hatten die „Befreiung“ von allen fremden Einflüssen auf die deutsche Mode und die Rückkehr zum Gretchens-Kostüm gepredigt, das Wort Renaissance begann zu schwirren, und unterstützt von steigendem Wohlstand brach die große künstlerische Revolution auf dem Gebiete der

Architektur und der Wohnungs-Ausstattung an. Der Sinn für das Schöne, die Freude an Formen und Farben drang in die breiteren Schichten des Bürgerthums. Das Ideal der weiblichen Gestalt nähert sich wieder der Natur: in schlanken Linien schmiegen sich enge, schleppende Prinzessgewänder den Formen an, zierliche, duftige Kränze umgeben Hals und Armgelenk, und die Frisur läßt die Kopfform mehr und mehr zur Geltung gelangen.

Aber die einmal stark in Bewegung gekom-



1. April 1871.



16. Juli 1872.



1. December 1873.

Reiche Stoffe, Spitzen — aber nicht in starre, steife Formen gezwängt, sondern weich, anmüthig, bewegt — große edle Linien, alle Formen maßvoll ausgestaltet und gehoben. Die Principien der Kunst auf die Toilette übertragen! Und in ihr kennzeichnet sich die denkende, urtheilende, im besten Sinne „moderne“ Frau — das strebende, schaffende, um ernstern Lebens-Inhalt sich mühende „moderne“ Mädchen. Noch schärfer prägt sich die Bewegung, die weite Kreise der Frauenwelt ergriffen, in



11. September 1876.



1. Juli 1879.



10. April 1882.



1. Februar 1885.

mene Schaffenslust drängt weiter in der eingeschlagenen Richtung und führt unabwendbar zum Extrem: zu dem übermäßig engen kurzen Kleide Ende der siebziger und anfangs der achtziger Jahre. Falbels, Volants, Alles, was die überschlanken Linien unterbrechen und lustig flattern oder sich bauschen und blähen könnte, ist verbannt. Das steife Plissé herrscht als Garnitur, straff gezogene Falten umspannen bis zur Beschränkung der Bewegungsfreiheit die Glieder und fordern Th. Wiffers zornige Philippica heraus, Knapp schließt sich der Aermel einer schmalen Achsel an, höher



9. October 1887.



1. September 1889.



13. September 1891.

dem Charakter der Toiletten aus dem Jahre 1891 aus: Da ist nichts übertrieben, nichts überladen — Formen, Stoffe, Ausstattung, Alles ruhig, schlicht und gediegen, das Haar leicht und natürlich geordnet. So spiegelt sich schon in dem kurzen Zeitraum, der zwischen den schärpen-umflatterten, volants-umwogten, mit Schleifen, Schnallen und Knöpfen überreich behängten Kleidern der siebziger Jahre und diesen knappen, im Gegensatz zu jenen fast nüchtern schmucklosen Gewändern liegt, ein bedeutames Stück Cultur-Geschichte.

Nicht, daß die Frauen unserer Zeit auf ihr gutes Recht, sich zu schmücken, auf jegliche harmlose Kotetterie und Eitelkeit verzichtet hätten — da thäten sie sich und der Welt keinen Gefallen — man hat nur feiner unterscheiden gelernt zwischen Ort und Gelegenheit, zwischen dem, was sich ziemt je nach den Umständen und ganz besonders nach der Persönlichkeit.

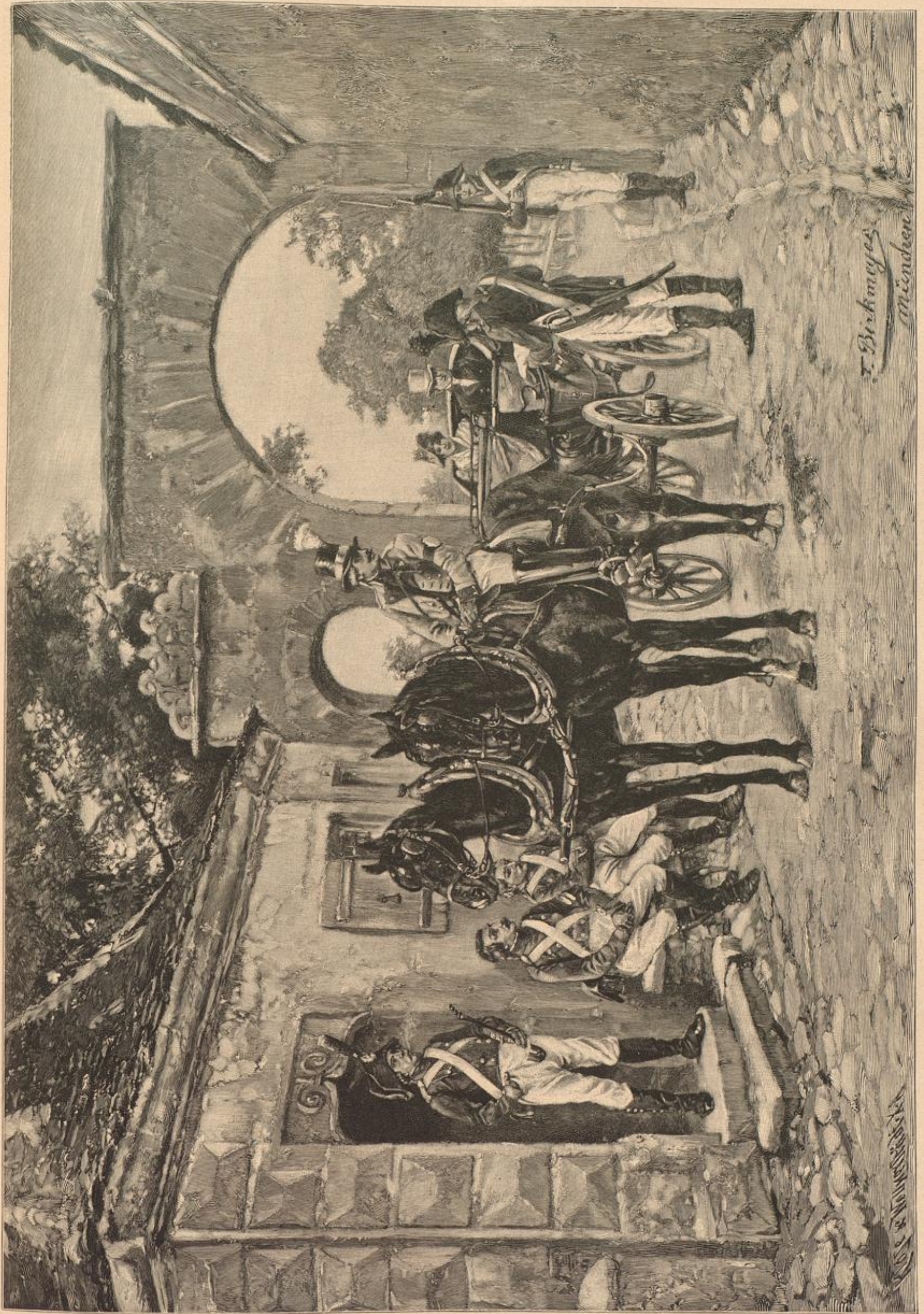
1885! Das bedeutet einen kühnen Sprung! Je näher die kritische Berichterstattung der Gegenwart rückt, desto schwerer wird es ihr, die nöthige kühle Objectivität zu wahren. Man hat da eben auch „mitgethan“, und alle Philosophie von der zwingenden Nothwendigkeit alles Gewordenen kann eine leichte Verlegenheit bei der ominösen Erinnerung an die „Tournüre“ nicht bannen. Sie lebte und starb und „doi mortui etc.“ Aber es böte sich hier eine besonders treffliche Gelegenheit zu lehrreicher Erörterung des „Schönheits-Begriffes“ überhaupt, zur Unteruchung, inwieweit der Begriff von Schönheit auf Gewöhnung des Auges beruht, zum Verfolgen jenes eigenthümlichen Processes, wodurch wir allmählig von der gläubigen Bewunderung des einen Extremes zu ebenso überzeugter Anerkennung des entgegengesetzten geführt werden. Vielleicht nur, um dann mit erhöhter Empfänglichkeit zu dem unbedingt Schönen zurückzukehren, doppelt geneigt, es zu würdigen und daran sich zu freuen. Es wäre uns damit für den Maßstab des Schönen das Unschöne ebenso unentbehrlich, wie für die Erkenntniß des Bösen die Thorheit und für die Schätzung des Guten das Böse!

Und nun 1889, da haben wir es wieder, das Schöne!



1. Juni 1893.

Es mag nun aber das in einem bestimmten Augenblick Gewordene noch so erfreulich sein, es kann und darf sich, wie wir oben gesehen haben, der Veränderung nicht entziehen. Unser Jubiläums-Blatt, Pl. 1001, bedeutet die Mode von heute, der wir an dieser Stelle nicht das Wort zu reden haben. Ein Blick von hier, von den in all ihren Verhältnissen durch das Kleid harmonisch entwickelten Gestalten, zurück zu den ersten Bildern mit ihren unproportionirten Formen und schwerfälligen Garnituren, und wir glauben doch von einer Entwicklung der „Anziehungskraft“ sprechen zu dürfen. Wenn man nicht die Berechtigung des Schönen, des rein sinnlich Schönen, wie es in der darstellenden Kunst bildlich oder plastisch, in der Frau vor allem Anderen aber lebendig verkörpert wird, leugnet, so muß man auch die Berechtigung alles dessen, was diese Schönheit hebt oder beeinträchtigt, im Princip zugestehen. Zu einem schönen Bilde gehört ein entsprechender Rahmen, ein minder schönes wird oft durch einen solchen noch glücklich gehoben, und — der Rahmen der Frauen-Schönheit ist eben: die Toilette!



Rothenburger Chorwache. Nach dem Bilde von J. Birkenmeyer. — Siehe Seite 83.

Photographie-Verlag von Franz Confluent, K. O., München.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Glücklichen.

Von Albert Roderich.



Tobias Wohlthig war nun schon mehrere Wochen in seiner neuen Heimath; nach den Begriffen aller gewöhnlichen Menschen indessen erging es ihm recht schlecht. Die Ursachen davon sollen näher angegeben werden.

Zunächst muß erwähnt werden, daß Grohdorf viel reicher war, als der ehemalige Wohnort des Tobias. Er war von einem armen Dorfe in ein wohlhabendes gekommen. Er war arm gewesen inmitten armer Leute, — jetzt war er arm zwischen verhältnißmäßig Reichen. In Grohdorf gab es keine Leute, die Noth litten. Das hübsche, freundliche Kirchdorf war von einer Anzahl größerer und kleinerer Bauernhöfe und Güter umgeben, deren Besitzer ganz naturgemäß von ihrem Wohlstande schon durch die eigenen Bedürfnisse an ihre nächste Umgebung abgeben mußten. Von einem goldenen Nägelschen fällt ein goldenes Nägelschen. Grohdorf galt weit und breit für das reichste Dorf im ganzen Lande, und die Bewohner von Grohdorf waren stolz darauf.

Als die Dörfler von dem nächsten Einzuge ihres neuen Schulmeisters hörten und seine ärmlichen Kinder und seine ärmlichen Möbel und seine eigene bescheidene Gestalt sahen, da ärgerten sie sich schon über den neuen Schulmeister, ehe sie ein Wort mit ihm geredet.

„Dat is nix für uns,“ jagte Bäcker Kunze.
„Dat is 'n Pracher,“ jagte Kaufmann Lüttje.

Freilich, der Vorgänger unseres Tobias, Herr Cantor Petermann, war ein bei weitem bedeutenderer Mensch gewesen. Er hatte seiner Wittwe einen hübschen Hausstand und ein bares Vermögen von 3200 Mark hinterlassen. Davon waren freilich 3000 Mark von einer unverheirateten Schwester ererbt. Den Rest aber hatte der selbige Cantor sich erpart. Nun hatte er allerdings keine Kinder, aber einerlei, — es war doch höchst anerkennenswerth, daß Cantor Petermann sich Etwas erpart hatte, denn er war ein Lebemann. Wo es irgendwo und irgendwann bei seinen Lebzeiten irgend Etwas zu essen, zu trinken und zu feiern im Dorfe gegeben hatte, da hatte der Herr Cantor nach seinen besten Kräften mitgegeben, mitgetrunken und mitgefeiert. Ja, er hatte sich in Respekt zu setzen gewußt! Er konnte so gut essen, trinken und feiern wie irgend ein männliches Mitglied der Grohdorfer Gemeinde, und im Regeln war er ihnen Allen über. Er war seiner Zeit einstimmig zum Vorstand des Grohdorfer Regel-Clubs gewählt worden. Für diese Auszeichnung und Ehre aber hatte er sich auch dankbar gezeigt. Er hatte dem Regel-Club testamentarisch eine 3/4 % Hannoversche Landes-Obligation von 300 Mark vermacht, mit der Bestimmung, daß von deren Zinsen alljährlich beim Preisfesten in Grohdorf ein Extra-Chrenpreis gestiftet werde. Die näheren Bestimmungen über diese mit dem Namen „Cantor Petermann-Preis“ zu belegenden Prämie hatte der Testator in dreiundzwanzig eigenhändig zu Papier gebrachten Paragraphen genau angegeben.

„Er war 'n tüchtiger Mann,“ hatte Gastwirth Käfel gesagt, als Cantor Petermann gestorben war.

„Ja, aber die Kinder haben nix bei ihm gelernt,“ hatte seine Frau hinzugefügt.

„De wir'n braven Kirl,“ hatte Schmied Mügge gesagt, „und überall darbi.“

„Ja, aber im sien School hät he sif nich veel kummert,“ hatte Frau Mügge hinzugefügt.

Diese Bemerkungen ihrer Ehefrauen waren von Gastwirth Käfel und Schmied Mügge nicht gerügt worden. Aber sie waren auch gefallen, bevor das Testament des verstorbenen Cantors eröffnet war. Nachdem aber das Testament eröffnet und das Vermächtniß an den Regel-Club bekannt geworden, und Schmied Mügges Frau auf dessen gerührten Ausruf: „ja, he wir'n gooden braven Kirl!“ etwas erwidern wollte, da kam sie nur bis zu den Worten: Ja, aber —. Denn da fuhr Schmied Mügge wie mit seinem Hammer dazwischen: „Swig still! wat geiht Di dat an!“

Und nun sollte der arme Tobias einen Vorgänger erleben, dessen Verdienste so unaussprechlich im Gedächtniß seiner Zeitgenossen lebten!

Gleich am Morgen nach seiner Ankunft hatte sich Tobias Wohlthig zum Gastwirth Käfel begeben, um sich nach der Wohnung des Fuhrmanns zu erkundigen, der seine Möbel nach Hause holen sollte. Käfels Gastwirthschaft befand sich dem Schulbause gerade gegenüber. Gastwirth Käfel war ein kleiner, aufgedunsener Mann in den fünfzigern mit einem bartlosen, stark gerötheten Gesicht, in dem zwei kleine, immer wässerige Augen stak, die unaufhörlich in Bewegung waren. Diese zwei Augen zwinkerten und blinzten und kniffen sich unausgesetzt, denn sie waren von Branntwein und Tabakrauch stets etwas entzündet. Ihr Eigenthümer nämlich rauchte und trank immer, wenn er nicht gerade schlief. Niemand hatte ihn je ganz nüchtern, Niemand hatte ihn aber auch je ganz betrunken gesehen. Die langjährige Übung im Trinken hatte ihm zu einer großen Vollkommenheit darin verholfen, und er beurtheilte die Charakter-Eigenschaften eines jeden anderen Mannes nach dem, was ihm selber so bedeutend gemacht, nach der Leistungsfähigkeit im Trinken.

„Aha,“ bewillkommte er Tobias, „Se sind de nece Cantor.“
„Ja, Herr Nachbar, und ich wollte Sie gleich um eine Gefälligkeit bitten —,“ hatte Tobias erwidert.

Mit dieser Rede hatte er sich sofort stark geschadet. Der Gastwirth hatte ihn plattdeutsch angeredet, und er hatte hochdeutsch geantwortet! Sein Vorgänger, der Cantor Petermann, hatte außerhalb der Schule immer plattdeutsch gesprochen.

„So — na —,“ hatte darauf Gastwirth Käfel ziemlich mürrisch, aber in hochdeutscher Sprache geantwortet, — „na, Herr Cantor, wat wüllen Sie denn haben? Wüllen wir erst mal 'n Kleinen trinken?“

„Ich danke sehr, — ich trinke nicht!“
„Wie — wa — Sie trinken nich?“
„Nein, geistige Getränke nie.“
„Nie?! Geistige Getränke — niemals 'n lüttjen Snaps?“
„Nein, wirklich nicht. Ich kann's nicht vertragen.“
„So, — nicht vertragen, — na —!“ Gastwirth Käfel dachte in diesem Augenblicke mit Bewunderung daran, was der Vorgänger des Tobias vertragen konnte.

„So, nich —,“ sagte er recht unfreundlich, „was trinken Sie denn, wenn Sie im Wirthshaus sind?“

„Ich gehe überhaupt nicht in's Wirthshaus.“
„Was?“ rief Gastwirth Käfel. „War nicht in's Wirthshaus?“

Der Vorgänger des Tobias war allabendlich sein Gast gewesen.

„Wo spielen Sie denn Karten?“
„Karten spiele ich auch nicht.“

„Is nich —! Kein Solo und kein Scat und kein Schafskopf?“

„Nein, ich kenne gar keine Karten.“

Mit diesen Bekenntnissen hatte Tobias die Verachtung und den Abscheu eines der einflußreichsten Männer des Dorfes auf sich geladen. Denn einer der einflußreichsten Männer des Dorfes war Gastwirth Käfel dadurch, daß sich alle andern einflußreichen Männer des Dorfes allabendlich in seiner Wirthstube zu versammeln pflegten und mit ihm tranken. Und am Abend des Tages, da Tobias Wohlthig ihm den ersten Besuch gemacht hatte, da sagte Gastwirth Käfel zu seinen versammelten Gästen: —

„Kinners, de nece Scholmeister, — dat is 'n lumpigen Kirl. He drinkt keen Snaps und kennt keen Karten. Dat is nix für uns, — dat is 'n Pracher!“

Und als zwei Tage später der neue Schulmeister zum ersten Male Schule halten wollte, da wußten seine neuen Schüler auch schon, daß nach der Ansicht der für sie maßgebenden Autoritäten der neue Herr Cantor eine Persönlichkeit sei, vor der man absolut keinen Respekt zu haben brauche.

Und als die Knaben und Mädchen von Grohdorf ihren neuen Schulmeister zum ersten Male in die Klasse kommen sahen, da ward es ihnen sofort klar, wie recht die für sie maßgebenden Persönlichkeiten in ihrem Urtheil über diesen Mann hatten.

Wie gerade, stramm und achtungsgebietend war Herr Cantor Petermann immer in die Klasse gekommen, und wie gebüdt, schüchtern und ängstlich trat Cantor Wohlthig ein! Wie fein sah immer Herr Cantor Petermann in seinem schwarzen Rock aus, und wie ärmlich Cantor Wohlthig in seinem draungelb ver-schossenen. Wie stattlich nahm sich die Perücke aus auf dem vollen, runden Kopfe des Herrn Cantor Petermann, und wie lächerlich hingen die dünnen Strähnen seines Haares dem Cantor Wohlthig über das eingefallene Gesicht!

Und vor so einem Manne sollten die schulpflichtigen Kinder von Grohdorf Respekt haben? Lächerlich!

Zunächst also ließ Tobias die Kinder sich in derselben Reihenfolge setzen, die sie bei seinem Vorgänger eingenommen hatten. Rechts vom Katheder die Knaben, links die Mädchen. Seinen eigenen sechs noch schulpflichtigen Kindern wies er vorläufig die letzten Plätze an. Dann hielt Tobias eine kurze Ansprache, in der er seine feste Hoffnung aussprach, daß gegenseitige Zuneigung und Zufriedenheit zwischen seinen Schülern und ihm erwachen würden, daß er aber zunächst, um seine Schüler lehren zu können, sie selbst kennen lernen müsse.

„Und nun nennt mir erst alle eure Namen. Wie heißest Du?“ fragte er den ihm am nächsten sitzenden Knaben.

Da aber war er unglücklicher Weise gerade an den schlimmsten der ganzen Klasse gekommen. Dem Knaben schoß eine infernalische Idee durch den Kopf, und er führte sie aus.

Ohne mit der Wimper zu zuden, nannte der Bösewicht anstatt seines wirklichen eigenen Namens den Namen des Schülers, der hinter ihm saß. Wohl nie hat die Seuche des bösen Beispiels schneller und anstößender um sich gegriffen als in diesem Falle. Der zweite Junge nannte den Namen seines Nebenmannes anstatt seines eigenen, — der dritte, der vierte, der fünfte, ach, fast die ganze Klasse nannte sich anders als sie wirklich hieß. Die vollendetsten der Schurken thaten es mit glattem, ruhigem Gesichte, — die andern, noch nicht ganz verstopften Sünder, lachten und sicherten dabei.

Und Tobias Wohlthig merkte sich mit gespanntester Aufmerksamkeit die Namen seiner neuen Schüler und suchte sie sich möglichst fest in's Gedächtniß zu prägen.

Dann begann er ein kurzes Examen, um sich zunächst ein wenigstens oberflächliches Urtheil über die Fähigkeiten seiner neuen Schüler zu bilden. Zuerst im Rechnen. Das große Einmaleins.

„Wie viel ist 13 mal 15, Wilhelm Kunze?“ fragte Tobias und wies auf den ihm zunächst sitzenden Knaben.

Da antwortete der Junge, der hinter jenem saß: „396!“

„Wie viel ist 14 mal 18, Theo Mügge?“ fragte Tobias und zeigte auf den zweiten Schüler; „25!“ antwortete der dritte Schüler.

Tobias ward ängstlich. Sollte ihn sein sonst so gutes Gedächtniß denn plötzlich im Stiche lassen?

„Peter Haase, wie viel ist 12 mal 12?“ fragte er den auf dem vierten Platze sitzenden Knaben.

„1267!“ schrie eine wiedernde Stimme von der letzten Bank.

„Unfinn! Peter Haase, wie viel macht 12 mal 12?“

„9!“ piepste es jetzt sichernd dicht vor dem Lehrer.

„Sind hier denn zwei, die Peter Haase heißen?“ rief Tobias.

„Jawohl, das sind Zwillinge,“ rief der Haupt-Mädelsführer. Ein brüllendes Gelächter scholl durch die Klasse. Entsetzt sah Tobias, daß er unerhört gefoppt worden war.

Aber auch sein ältester Sohn Karl, der ja provisorisch auf der letzten Bank saß, hatte gezeihen, wie schändlich sein Vater gefoppt wurde. Und als jetzt Peter Haase dem Karl Wohlthig gerade so recht frech in's Gesicht lachte, da übermannte diesen die Wuth und er gab dem Peter Haase einen derben Puff. Im nächsten Augenblicke hieben Peter Haase und drei andere Jungen auf Karl Wohlthig ein, dem ganz natürlicher Weise seine neben ihm sitzenden Brüder zu Hülfe kamen. Ein wüthender Faustkampf begann. Alles schrie und tobte durcheinander. Die Mädchen freischten und suchten aus der Klasse zu flüchten.

Da ward die Thüre aufgerissen, die von Tobias Wohnung in das Schulzimmer führte, und eine riesige Frauengestalt stürmte in die Klasse. Zwei kleine Mädchen, die eben hinaus-eilen wollten, wurden zu Boden gerannt. Einen Blick warf Betti zuerst auf ihren Tobias, der todtenbleich und rathlos auf dem Katheder stand, — dann warf sie sich mitten in den Anäuel der kämpfenden Buben und riß mit gewaltigem Griffe zunächst zwei der Angreifer von ihrem kleinen Paul jurid. Dann faßte sie den Peter Haase, der gerade auf ihren Christian einhieb, in's Genid und schleuderte ihn krachend in eine Ecke, und dann fuhr sie mit ihren mächtigen Händen je einem andern der am wildesten tobenden Aufreißer in die Haare, daß die Buben laut aufschulkten.

Im nächsten Augenblicke war Ruhe eingetreten. Nur der

Haupt-Revolutionär auf dem ersten Platze wagte noch einen ungehörigen Zwischenruf. Aber schon stand mit blühendem Auge und drohend erhobener Faust Frau Betti vor ihm. Da trat tiefe Stille ein, und ichen blidten die ärgsten der Missethäter auf den strafenden Rache-Engel, und die Andern sahen ängstlich zu Boden.

„Oh, Ihr seid ja ganz nichtsnutzige Buben,“ begann nun tief grollend der strafende Rache-Engel, „und das sage ich Euch, wenn Ihr noch ein einziges Mal Euren Lehrer —, ach, mein Tobias,“ wandte Frau Betti sich nun plötzlich ihrem Gatten zu — „ach, mein Tobias, wie ist Dir denn? Du bist ja ganz blaß! Du hast Dich so geärgert, wie? Ich hol' Dir ein Glas Wasser. — Oh, Ihr schändlichen Jungen, ich werde Euch noch ganz anders fassen!“

„Nicht doch, liebe Frau,“ begann nun mit vor Erregung noch etwas zitternder Stimme Tobias, „nicht doch, ich bitte Dich, laß das. Ich denke, es wird nicht nöthig sein, daß meine neuen Schüler noch einmal wieder so in Schrecken gesetzt werden müssen. Nein, ich denke wirklich, es wird nicht nöthig sein. Wie denkst Du darüber, Peter Haase?“

„Nein!“ antwortete eine leise Stimme.

„Ist das denn auch wirklich Peter Haase, der da eben geantwortet hat?“ fragte der Lehrer.

„Ja, ja!“ rief eifrig eine ganze Anzahl der Schüler.

„Ja, Ihr müßt mir meinen Zweifel nicht übel nehmen. Es haben da vorhin mehrere von Euch ihren Namen verleugnet. Ist ihr Name vielleicht nicht gut, daß sie ihn verleugnet haben? Uebrigens, Kinder, wißt Ihr, wenn's Euch angenehmer ist, so nenne ich Euch gar nicht bei Namen und gebe Euch Nummern. Wilhelm Kunze, willst Du anstatt Deines Namens lieber eine Nummer haben?“

„Nein, ich mag keine Nummer haben!“ rief weinerlich Wilhelm Kunze.

„Oder Du, Theo Mügge?“ — — „Oh nein, keine Nummer!“ schrie Theo Mügge.

„Nun gut, — also sagt mir jetzt der Reihe nach eure Namen. Vielen Dank, liebe Frau, — ich brauche kein Glas Wasser. Du siehst ja, es geht mir sehr gut.“

Frau Betti warf einen Blick voll zärtlicher Bewunderung auf ihren Gatten und einen andern voll Mißtrauen und Groll auf seine Schüler und verließ dann die Klasse.

Tobias Wohlthigs Stellung in seinem neuen Wirkungskreise war durch diese Begebenheit aber keineswegs verbessert worden. Das hatte er auch sehr wohl bei den Besuchen gemerkt, die er den Honorationen des Ortes abstattete. Herr Pastor Hennig hatte nach einer längeren Lobrede auf die pädagogischen Fähigkeiten des verstorbenen Cantors Petermann würdevoll und freilich die Erwartung ausgesprochen, daß der neue Herr Cantor auch noch andere als die bisher angewandten Mittel zur Verfügung habe, sich die Achtung und die Zuneigung seiner Zöglinge zu erwerben. Und Herr Schultheiß Hanke hatte gesagt, der Herr Cantor könne sich freuen, daß seine, des Herrn Schultheißes Kinder, in die Rector-Schule in Curhansen zur Schule gingen, denn sonst, wenn seine Kinder in des Cantors Wohlthig Schule gingen, dann wäre die Geschichte mit der Prügelei doch wohl nicht so glatt abgelaufen.

Von diesen kleinen unangenehmen Bemerkungen hatte Tobias natürlich seiner Betti nichts erzählt.

Einige Tage nach seinem Einzuge in Grohdorf hatte Tobias einige Schul-Utensilien einzukaufen, und er begab sich zu diesem Zwecke in den Laden des Papier-, Kurzwaren- und Steingehändlers Joachim Bottig. Tobias fand in einem ärmlichen, kleinen Hanne, in dem eigentlich sehr wenig zu verkaufen vorhanden war, einen langen, hagern Mann mit einem mürrischen, finstern Gesicht, das von wild und struppig wachsendem Haar und Bart eingerahmt war. Das war Joachim Bottig, und neben ihm das kleine, verwachsene Kind von vielleicht 10 Jahren mit dem schrecklich verkrümmten Rücken und dem schmalen, bleichen und eingefallenen Gesicht, das war Joachim Bottigs Sohn, der Fritz.

Nach der Meinung aller Bewohner von Grohdorf war Joachim Bottig der ärmste und elendeste Mensch in diesem Orte, nach Joachim's eigener Meinung aber war er — der ärmste und elendeste Mensch auf der ganzen Welt. Aber nicht durch eigenes Verschulden, wie er sich selber und Andern unaufhörlich wiederholte, sondern durch die „moderne Gesellschaft.“ Bei dem Worte modern, legte er den Ton immer auf die erste Silbe, weil er sich dabei so etwas wie vermodern dachte. Joachim's Bildung und Kenntnisse waren sehr beschränkt, aber er wußte es nicht. Er las sehr viel und einerlei, was. Das Wenigste aber verstand er davon und auch das gewöhnlich falsch. Als vor einigen Jahren seine Frau erkrankte, da kaufte er sich ein Buch: „Rathschläge und Mittel für 100 Krankheiten mit einem Anhang zum Einmachen von Fruchten.“

Joachim gab sich nun die größte Mühe, herauszubringen, welche von den 100 Krankheiten seine Frau hatte. Es ward ihm sehr schwer. Etwas wollte immer nicht so recht stimmen. Mal war die Krankheit seiner Frau ein bißchen anders, als es im Buch stand, — und mal war wieder das Buch ein bißchen anders als die Krankheit. Aber endlich bekam er's doch heraus. Es war die Krankheit, die im Buch die Nummer 46 trug: Gastrisches Fieber. Freilich, das eine im Buch angegebene Symptom, die belegte Zunge, fehlte. „Aber das wird auch schon noch kommen,“ sagte Joachim Bottig und behandelte nun seine Frau nach Krankheit Nr. 46. Die Krankheit verschlimmerte sich aber, und die Nachbarn bestanden darauf, daß ein Arzt gerufen werde.

Obgleich Joachim Bottig unzählige Male wiederholte, daß er „absolut zu keinem Arzt Vertrauen habe,“ mußte er doch endlich einen kommen lassen. Der Arzt war außer sich und schimpfte fürchterlich auf Joachim und sein Buch. — „Ja,“ sagte rubig Joachim, „an's Buch liegt's nicht, — dann liegt's an die Krankheit.“

Frau Bottig ward wieder gesund; als sie aber ein Jahr später an einer Lungen-Entzündung starb, an deren Behandlung er sich nur in untergeordneter Weise betheiligte, da war es ihm ein Trost in seinem Schmerze, daß er seinen Nachbarn immer und immer wiederholen konnte:

„Ja, sehn Se woll? Was hab' ich gesagt? ich hab' absolut zu keinem Arzt Vertrauen!“

Joachim Bottig war im Laufe der Zeit immer weiter herunter gekommen. Einige schlechte gute Freunde brachten den leicht zu beschwappenden Mann um den größten Theil seines kleinen Vermögens, und vor zwei Jahren war sein Haus abgebrannt, ohne daß es versichert war. Damit war auch sein Geschäft ruiniert; denn die Einwohner von Grohdorf mußten

jezt in Guxhausen alles Das kaufen, was sie so lange bei Joachim Vottig gekauft hatten, und als sein Haus und Laden wieder aufgebaut waren, da kauften die meisten Grobhdorfer trotzdem in Guxhausen weiter. Sie kauften dort eben billiger und besser, denn Joachim verstand von seinem Gewerbe gerade ebenso viel wie von allen andern Dingen dieser Erde.

Endlich aber ward ihm klar, weshalb es ihm so schlecht und ungerecht erginge. Es waren ihm einige socialdemokratische Flugblätter in die Hände gefallen, — da stand es drinnen. Zunächst lag es an der bereits oben erwähnten „modernen Gesellschaft.“ Aber die Hauptschuld an den Misserfolgen Joachims trug die „Ausbeutung durch den Kapital,“ und nach seiner heiligen und festen Ueberzeugung gab es für Joachim Vottig und die Menschheit nur ein einziges Heilmittel, das war „ne neue Basis.“ Er meinte damit jene neue Basis, auf der nach den von ihm etwas sonderbar aufgefaßten Flugblättern die neue staatliche Ordnung aufgebaut werden sollte.

„Wenn wir man bloß erst die neue Basis hätten,“ pflegte Joachim Vottig zu sagen, wenn ihm Etwas schief ging. Tobias Wohligh stand also jetzt vor Joachim Vottig und dessen verwachsenem, unglücklichem kleinen Sohne und wünschte Papier und Federn zu kaufen. Joachim warf einen mißtrauischen Blick auf ihn und sagte mürrisch:

„Sind wohl der neue Herr Cantor, nicht?“ — „Ja.“ „Um, nu denn kaufen Sie bei mir?! Warum kaufen Sie denn nicht auch bei Glamann in Guxhausen? Kaufen da Alle. Ihr Vormann hat da auch gekauft. Glamann is billiger. Hat's Kapital. Die moderne Gesellschaft lauft ja immer nach's Kapital. Warum gehn Sie nicht auch nach Glamann?“

Tobias Wohligh hatte wenig auf Joachim gehört; er hatte auf das unglückliche Kind gesehen.

„Ist das Ihr Sohn, Herr Vottig?“ — „Ja, — das ist mein gut Fripi,“ entgegnete Joachim und strich dem Knaben zärtlich über die blassen, eingefallenen Wangen.

„Den habe ich ja aber noch gar nicht bei mir in der Schule gesehen.“ — „Nä, — Fripi geht auch nicht zur Schule.“

„Wie?“ — „Nä, so'n klein unglücklich Geschöpf können sie da nicht gebrauchen. Die Jungens haben ihn gepöppt und gequält und gestoßen und geschlagen. Ganz blaue Flecke hat mein klein' Fripi immer auf'n Rücken gehabt.“

Joachim nahm das Kind auf den Arm und drückte es zärtlich an sich. Der Knabe verbarg sein Gesicht an der Brust des Vaters und brach in Weinen aus.

Durch Tobias Herz zog ein namenloses Mitleid.

„Das Kind geht also gar nicht zur Schule?“ fragte er.

„Nein, — Ihr Vorgänger hat gesagt, mein Fripi brächte die ganze Klasse in Aufrühr, weil sie ihn immer neckten und hänseln wollten. Er sollte man lieber zu Hause bleiben, — er wollte ihn dann privat unterrichten. Da is aber nich viel nach gekommen. Ihr Vorgänger hat immer keine Zeit gehabt. Das is mal so, — die moderne Gesellschaft.“

Tobias unterbrach ihn. Er nahm den Sohn aus dem Arm des Vaters auf den seinigen und küßte das Kind auf die bleiche Wange.

„Geh' einen Augenblick vor die Thür, Fripi,“ sagte er, „ich habe mit Vater zu reden.“ — Fripi ging hinaus.

„Ist das Kind so geboren?“ fragte Tobias.

„Nein, bewahre! Nachbar Ehlers seine Frau hat's fallen lassen. Ach, mein Fripi — mein Fripi! Es war so'n süßer, schöner Junge!“

„Um, hm, Herr Vottig, seien Sie deshalb nicht verzagt. Wer weiß, wozu es gut ist. Mein Onkel Balthasar, der hatte auch so ein Kind, so ein un— un— ungewöhnliches Kind. Das hatte einen ganz ungewöhlichen großen Kopf.“

„Oh, — mein Fripi hat doch einen kleinen niedlichen Kopf!“

„Gewiß hat er das. Und meinem Onkel Balthasar sein Kind konnte gar nicht ordentlich sprechen.“

„Oh, mein Fripi kann sein sprechen!“

„Ja, ja, ja. Und wissen Sie, was das Werthwürdigste ist?“ — „Was denn?“ — „Mein Onkel Balthasar hat fünf gesunde und hübsche Kinder gehabt und dies Eine — ungesunde, und gerade mit diesem Einen hat er das meiste Glück gehabt. Die Andern sind Alle nichts geworden.“

„Ah, — was ist er denn geworden?“ — „Ein — ein — Gelehrter; — ein berühmter Gelehrter.“ — „Nä, das kann aber ja mein Fripi nich werden. Der lernt ja nix. Nä, wenn wir die neue Basis kriegen.“

„Ihr Fripi soll schon was lernen. Ich nehme ihn just gleich mit in mein Haus. Heute kann er mit meinen Kindern spielen, und morgen früh schicken Sie ihn zu mir in die Schule!“

„Oh, nein, — da schlagen die Jungens ihn wieder.“

„Sie werden ihn nicht schlagen. Verlassen Sie sich darauf, Herr Vottig.“

Als am folgenden Tage, einem Sonnabend, der Herr Cantor nach der Spielpause wieder in die Klasse trat, führte er zum nicht geringen Erstaunen seiner Schüler den kleinen Fripi Vottig an der Hand. Fripi mußte sich auf einen Stuhl neben das Katheder setzen und einige Knaben der ersten Bänke begannen auch bald, — wie sie glaubten, unbemerkt vom Lehrer, — dem kleinen Verwachsenen allerlei höhnische und drohende Grimassen zu schneiden.

„Kinder,“ begann endlich der Herr Cantor, „Kinder, ich will Euch eine Mittheilung machen. Von heute ab werde ich Euch jeden Sonnabend die letzte Stunde Geschichten und Märchen vorlesen oder erzählen. Wer von Euch die Woche hindurch besonders träge oder unartig gewesen ist, der geht Sonnabends eine Stunde früher nach Hause. Ich fange gleich jetzt damit an. Theo Mügge und Peter Haase, wenn Ihr wollt, könnt Ihr nach Hause gehn.“

„Möcht' auch gern die Geschichten hören,“ murzte Theo Mügge.

„Gut, heute könnt Ihr bleiben; nächsten Sonnabend müßt Ihr gehen, wenn Ihr Euch die Woche über nicht besser aufgeführt habt!“

Nun begann der Herr Cantor aus einem der sechsundzwanzig Bücher seiner Bibliothek eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege vorzulesen, und seine Hörer lauschten begierig auf die allerdings höchst seltsamen und abenteuerlichen Begebenheiten, für deren historische Wahrheit der Autor freilich kaum unanfechtbare Beweise beizubringen im Stande gewesen wäre. Als die wunderschöne Geschichte zu Ende war, und die Kinder sich von ihrer Erregung und Verwunderung einigermaßen erholt hatten, begann Tobias Wohligh von Neuem:

„So, jetzt will ich Euch zum Schlusse noch ein kleines Märchen erzählen. Gehet wohl Acht, Kinder! — Es lebte einmal ein Ehepaar, das hatte ein einziges Kind, einen Sohn.

— Es war ein sehr unglückliches Kind, wie es den Anschein hatte, denn es war verwachsen und hatte einen Höcker. Das arme Kind fühlte sich aber nur deshalb so unglücklich, weil die andern Kinder es verhöhnten, foppten und quälten, wo und wie sie nur irgend konnten. Dafür aber liebten die Eltern den so unglücklich scheinenden Knaben um so herzlicher. Da starben eines Tages plötzlich die Eltern, und wie der Knabe die beiden Weiden, die ihn so sehr geliebt hatten, still und regungslos daliegen sah, da überkam ihn ein fürchterlicher Schmerz, und er schrie und jammerte, warum seine liebe Mutter und sein lieber Vater sich nicht mehr um ihn kümmerten. — Sie sind todt, sagte man ihm. Er wußte nicht, was das sei, aber er schrie, er wollte auch so todt sein wie Vater und Mutter. Und als sie die Eltern forttrugen, da lief der Knabe in den nahen Wald und warf sich in's Gras und betete: „Ach, lieber Gott, laß mich auch todt sein!“ Da stand plötzlich eine wunderschöne Fee vor dem Knaben.

„Du hast den lieben Gott gerufen,“ begann sie, „er hat mich zu Dir geschickt. Was willst Du?“ — „Ich will todt sein wie mein Vater und meine Mutter, ich bitte Dich, zeige mir, wie ich todt werde!“

„Und warum willst Du todt sein, Knabe?“ — „Weil ich nicht allein sein kann unter den Andern, die mich immer verhöhnen und quälen. Was soll ich hier? Was soll ich hier?“

„Gerade um Dir das zu sagen, bin ich gekommen,“ antwortete die schöne Fee. „Dich hat der liebe Gott zu einem heiligen Zweck geschickt. Du sollst ihm ein Prüfstein sein für die Menschen. Wer Dich, Du weinendes Kind, mißhandelt und quält, der ist ein schlechter Mensch, wer sich aber Deiner erbarmt und Dich liebt, den hat der liebe Gott erkannt als einen guten Menschen. Und diesen Segen sende ich Dir!“ — Die schöne Fee legte ihre Hand auf ihr Herz und dann auf das Herz des Knaben. — „Gehe hin und sei getrost! — Und wer Dir Gutes thut, weil er Dich wahrhaft liebt, — der soll des Segens theilhaftig werden, den ich Dir in Dein Herz gelegt habe.“

Fripi hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und weinte. Sonst war's todtenstill geworden in der Klasse; nur von der Seite her, wo die Mädchen saßen, tönte unterdrücktes Schluchzen.

Plötzlich sprang von der letzten Bank ein Knabe auf. Es war Theo Mügge, der Stärkste und Wildeste der Klasse. Er redete seine gefürchtete Faust mächtig in die Höhe und rief mit vor Erregung zitternder Stimme: „Jungens, wer jezt noch den Fripi wieder anrührt, den schlag' ich in's Genick!“

Es war an einem Sonntag Abend; am Abend eines für Tobias Wohligh besonders glücklichen Tages. Küster Munt war auf ein Conversations-Verkon in Lieferungen abonniert und hatte diesen Morgen dem Herrn Cantor die ersten Hefte leihweise mitgegeben. Tobias hatte schon den ganzen Nachmittag darin gelesen, und die Aussicht auf die bedeutende Vermehrung seines Wissens erfüllte ihn mit stiller, aber intensiver Freude. „Betti,“ hatte er zu seiner Frau gesagt, „dies Buch ist das große Los für mich, und bei meinem Glück doch gar nicht wundern, wenn ich mich selber noch mal auf die Hefte abonniren kann wie Küster Munt. Freilich — Freilich — 50 Pfennig kostet es jeden Monat!“

Also es war Sonntag Abend, und Tobias Wohligh saß mit Frau und Kindern beim Abendessen. Das heißt, es waren nur sieben Kinder, denn Gretchen, die älteste Tochter, war seit acht Tagen in Altenburg in Condition. Sie war bei Kaufmann Müller als Stütze der Hausfrau engagirt. Dafür besand sich der Unterlehrer Amandus Klige mit beim Abendessen. Amandus Klige war ein Jüngling von neunzehn Jahren und hatte den Elementar-Unterricht in der „kleinen Klasse“ der Grobhdorfschen Schule zu ertheilen, — die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen — weiter nichts. Amandus war ein hoch aufgeschossener, magerer, hübscher und in sich gefehrter junger Mann. Auf seinem jugendlich frischen Gesichte lag immer so eine Art von brütendem Ernst, und seine hübschen, kleinsten Augen blickten hochmüthig oder schwärmerisch unter den immer leicht gefurchten Brauen hervor. Das wird sich auch wohl nicht eher geben, bis Amandus endlich weiß, was denn nun eigentlich aus ihm werden soll. Er war nämlich der Sohn des Gerichtsschreibers Friedrich Klige in Guxhausen und hatte als solcher die Realschule daselbst gratis besucht. Er war eigentlich nur ein recht mittelmäßiger Schüler, aber kurz vor seinem Abgange von der Schule hatte ein Lehrer dem Gerichtsschreiber Friedrich Klige gesagt, „daß sein Sohn ein sehr befähigter Mensch sei und daß ganz sicher noch einmal Etwas aus ihm werden würde.“ Für diese hocherfreuliche und eigentlich ganz unerwartete Mittheilung erhielt aber auch der betreffende Lehrer von dem Gerichtsschreiber sofort ein Attest ausgefertigt, an dessen sofortige Erlangung dem Lehrer sehr viel gelegen war, und das er nach dem etwas langsame, gewöhnlichen Geschäftsgange des Amtsgerichts in Guxhausen wohl erst in einigen Wochen erlangt hätte. — Also, daß Etwas aus Amandus Klige werden würde, stand von dem Augenblicke an für seine ganze zahlreiche Familie und bald, nachdem er es oft genug von Andern gehört hatte, auch für ihn selber fest. Diese Ueberzeugung ward nur noch befestigt, als er die Unterlehrerstelle an der Grobhdorfschen Schule erhielt. Amandus war ja noch so sehr jung, und die 80 Mark jährliche Vergütung bei freier Wohnung und Station waren viel versprechend.

Aber was würde aus Amandus Klige werden? Ja, was? Das war's! Zuerst hatte er es mit dem Dichten versucht. Das war ja das einfachste und leichteste, und Amandus Klige wußte, daß schon mehrere berühmte Dichter aus einem noch weit geringeren Stande und kleinerem Orte hervorgegangen waren als er selber. Er fing also das Dichten an und überschwebte eine Menge naber und ferner Redactionen mit seinen Dichtungen. Er dichtete nacheinander wie Goethe, Schiller, Heine und Freiligrath. Keine Redaction aber wollte seine Dichtungen drucken. Es lag also entweder an Goethe, Schiller, Heine, Freiligrath oder an den Redactionen. Als er kein Geld mehr für Porto hatte, kam er zu der Ansicht, daß doch wohl kein Dichter aus ihm werden würde.

Na, dann würde eben etwas Anderes aus ihm werden.

Jetzt fing er an zu zeichnen und zu malen. Er zeichnete und malte mit Griffeln auf Tafeln, mit Bleistift auf Papier und mit weißer Kreide überall hin. Er malte auch Alles. Wenn Einer nicht wußte, was das Gemälde vorstellen sollte, dann sagte er es ihm, das heißt, wenn er es selber noch wußte. Es gab bald keine Platte und keine freistehende Häuserwand mehr in Grobhdorf, die Amandus Klige nicht künstlerisch bearbeitet hatte. Das that er mit besonderer Absicht. Er hatte nämlich mal irgendwo gelesen, daß ein berühmter Maler einmal zufällig die Zeichnungen eines jungen Mannes gesehen und so

entzückt davon gewesen sei, daß er den jungen Künstler auf seine Kosten hatte ausbilden lassen. Aus dem unbekannten, niedrig geborenen jungen Manne war auch ein berühmter und reicher Maler geworden. Deshalb bemalte Amandus Klige alle Platten und freistehenden Häuserwände in Grobhdorf. Er hoffte, daß einmal ein durchreisender berühmter Maler auch seine Malereien entzückt finden und ihn ebenfalls zum berühmten Maler machen würde. Als aber nach einer geraumen Zeit sich kein berühmter Maler bei Amandus Klige gemeldet hatte, und die Bewohner Grobhdorfs wegen der bemalten Platten und Häuserwände Alarm machten, da kam Amandus zu der Ansicht, daß doch wohl auch kein Maler aus ihm werden würde.

Na, dann würde eben etwas Anderes aus ihm werden.

Gerade jetzt versuchte er es mit der Musik. Er hatte sich von Schultheiß Hantes Oberknecht eine Hand-Harmonika für 3 Mark und 50 Pfennig gekauft. Die Hand-Harmonika war allerdings nicht mehr neu und die eine Klappe war abgebrochen. Der Preis war aber doch nicht zu hoch, denn Schultheiß Hantes Oberknecht hatte beim Abschlusse des Geschäftes auch noch die Verpflichtung mit übernommen, den Käufer seiner Harmonika in dem künstlerischen Gebrauche derselben zu unterrichten. Nach kaum vierwöchentlichem Studium konnte Amandus Klige beinahe schon das schöne Lied „Westernabend war Better Middel da“ spielen. Schultheiß Hantes Oberknecht sagte, das wäre was ganz Wertwürdiges, die 7—9 jährigen Schüler Amandus hörten mit offenkundiger Bewunderung zu, und es war die Möglichkeit vorhanden, daß Klige schon beim nächsten Entfeste würde zum Tanze aufspielen können. Jetzt war es ihm klar geworden, — jetzt endlich wußte er es, was aus ihm werden würde.

Also Amandus Klige saß mit der Wohlighschen Familie beim Abendbrod. — Eine große Schüssel voll Bratkartoffeln stand auf dem Tische, und die Stimmung war außerordentlich animirt und heiter. Je mehr sich die Schüssel leerte und je fröhlicher die Kinder wurden, um so glücklicher strahlte das Antlitz des Tobias. Frau Betti sah immer nur in das glückstrahlende Antlitz ihres Tobias und nichte ihm von Zeit zu Zeit verständnißvoll zu. „Weißt Du, Betti,“ sagte Tobias, „weißt Du, wie ich mir vorkomme? Wie ein König in seinem Palaste. Aber wie ein glücklicher König —“

„Ach Vater,“ rief Paul, „wenn Du König wärist, dann könnten wir jeden Abend Bratkartoffeln essen!“

„Mit Chocolate!“ rief Minna.

„Es ist fast unglücklich!“ sagte Tobias und zog eine blaue Tüte aus der Tasche. „So ein Königskind braucht nur Etwas zu wünschen und gleich ist es da. Kinder, was habe ich hier in der Tüte?“

„Chocolate!“ rief wieder Minna.

„Nichtig! Achtundvierzig Chocodolen-Plätzchen, — und darum spielen wir jezt Glocke und Hammer.“

Ein siebenfacher Freudenschrei erschütterte die Luft. Im nächsten Augenblicke zerrissen, zerdrückten und zermalmten sieben fröhlich lachende Kinder einen glücklichen Vater.

„Kinder, Kinder,“ rief Frau Betti, „Ihr thut dem Vater weh!“

„Betti, liebe Betti, laß sie mir so weh thun bis an mein Lebensende.“

Amandus Klige blickte mit ernster und würdevoller Miene auf die Gruppe vor ihm. Er schwor sich mit heiligem Eide, daß er niemals um Chocodolen-Plätzchen Glocke und Hammer spielen wollte, wenn erst mal was aus ihm geworden sein würde!“

Plötzlich horchte Frau Betti hoch auf und gebot Ruhe.

„Ich glaube, die Hausthüre geht,“ sagte sie bekommen.

Eine tiefe Stille trat ein. Da ward die Thüre aufgerissen und ein schönes, todtenbleiches Mädchen wankte in's Zimmer.

„Gretchen!“ schrie Frau Betti auf und stürzte dem hin-sinkenden Mädchen entgegen. Gretchen warf sich, laut aufschreiend, an die Brust der Mutter. Starres Entsetzen hatte Alle ergriffen. Da trat ein junger Mann näher, der gleich nach Gretchen eingetreten war. Es war Ernst Hanke, der Sohn des Schultheißen.

„Herr Cantor, — Frau Cantor,“ — sagte er, „es ist nichts. Beruhigen Sie sich. Es ist nur die Angst und der Schrecken.“

„Was ist denn geschehen?“

Ernst Hanke erzählte: „Ich kam mit'n Wagen von Altenburg. Auf halbem Weg ungefähr sah ich in der Dämmerung ein Mädchen vor mir auf der Chaussee. Wie ich näher komme, sehe ich, wie das Mädchen hin- und herschwankt und immer leise vor sich hin weint und jammert. Ich steig' ab und helf' ihr auf den Wagen. Es war Ihr Gretchen. Sie ist fortgegangen von Altenburg, — ganz zu Fuß den weiten Weg, — und die Angst und die Dunkelheit — sie konnte nicht weiter —.“

„Und warum ist sie fortgegangen aus Altenburg von ihrer Herrschaft?“ rief Tobias Wohligh, und es lag Etwas wie eine Drohung in seinem Tone.

„Herr Cantor,“ rief Ernst Hanke, und in seinem hübschen, ehrlichen Gesichte stieg eine dunkle Röthe auf, „Ihr Gretchen hat sich nichts zu schulden kommen lassen, — sie ist schändlich behandelt worden, und sie ist davon gelaufen, weil sie ein braves und ehrliches Mädchen ist!“

Frau Betti führte ihre Tochter, die wie ohnmächtig in ihren Armen lag, in ihr Schlafzimmer. — Tobias Wohligh saß gebeugt am Tische und stützte den Kopf in die Hand. Er harrte ängstlich und kummervoll vor sich hin. So hatten seine Kinder ihn noch nie gesehen. Karl näherte sich ihm und flüsterte ihm mit von Weinen erstickter Stimme zu: „Vater, soll ich Dir eine Geschichte von Onkel Balthasar erzählen?“

Tobias lächelte und reichte dem Knaben die Hand.

„Du bist ein gutes Kind. Und Gretchen, — Gretchen ist auch ein gutes Kind, — und unredt' thut sie nicht.“

Eine angstvolle Viertelstunde war vergangen, — da trat Frau Betti wieder in's Zimmer. — „Sie schläft ruhig und friedlich! Es ist Alles gut, mein Tobias; Du brauchst Dich um Nichts zu ängstigen. Aber sie will nicht wieder fort; sie will bei uns bleiben; sie fürchtet sich so.“

„Sie soll bei uns bleiben; sie soll nicht wieder fort,“ rief Tobias. „Ach, Betti, nach diesem Augenblicke der Angst sehe ich erst, was wir für glückliche Menschen sind! Ach, Herr Hanke,“ wandte er sich jetzt zu dem jungen Manne, der sich zum Fortgehen anschickte, „ich hab's in der Aufregung ganz vergessen, — wie sollen wir Ihnen danken, daß Sie unser Gretchen —“

„Nichts zu danken, Herr Cantor,“ unterbrach ihn Ernst Hanke. „Das sollte wohl so sein, daß ich Ihr Gretchen so kennen lernte. Und ich möchte wohl morgen wiederkommen und sehen, wie es dem Mädchen geht.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Friedrich Hölderlin und die Frauen.

Ein Gedenkblatt zu des Dichters fünfzigstem Todestage.

Von A. von Winterfeld.

„Von Jugend auf haben
Die Menschen meinen
Geist in sich zurückgeschaut.“
Hölderlin.



af auch das an sich Gute, Edle, Vortreffliche unter gewissen Umständen und Verhältnissen verhängnißvoll, nachtheilig wirken kann, beweist das traurige Schicksal des unglücklichen Dichters, dessen Leben nach langer geistiger Unmachtung vor einem halben Jahrhundert erlosch. Von Natur weich und träumerisch angelegt, war es ihm beschieden, unter Fraueneinfluß aufzuwachsen, der, so wohlthätig er in seiner Trefflichkeit nach einer Richtung hin sich geltend machte, auf der andern Seite ebenso entschieden schädlich wirken mußte. Ueberhaupt haben die Frauen, und zwar ausnahmslos solche, die zu den edelsten und ausgezeichneten ihres Geschlechts gehörten, in Hölderlins Leben eine große Rolle gespielt, wie denn schließlich auch das höchste Glück und das höchste Elend seines Lebens, das zu dessen völligem Schiffsbruch führen sollte, hervorging aus einem selig-unseligen Verhältnis zu einer schönen, lebenswürdigen und edlen Frau.

Friedrich Hölderlin, der am 9. März 1770 in den württembergischen Städtchen Laufen am Neckar als Sohn eines Beamten geboren war, verlor seinen Vater schon in früher Kindheit und ebenso, nach der Wiederverheirathung seiner Mutter, seinen trefflichen Stiefvater, als er selbst kaum neun Jahre alt war. So fiel seine Erziehung seiner Mutter zu, der Tochter eines Pfarrers, sowie seiner Großmutter. Beide waren edle, vortreffliche Frauen, an denen der Dichter zeitlebens mit rührender Liebe und Pietät hing. Die Mutter scheint eine für ihre Zeit höhere geistige Bildung besessen zu haben, da Hölderlin in seinen Briefen an sie religiöse und philosophische Fragen eingehend bespricht. Die Großmutter, „die sanfte Seele“, lernen wir am besten aus dem schönen Gedichte kennen, das er ihr zu ihrem zweiundfünfzigsten Geburtstag widmete.

Empfangen nun auch der Knabe durch die beiden Frauen als Kostliches, für sein ganzes Leben treu bewahrtes Angebinde das seine sittliche Artgefühle, die tiefe Abneigung gegen alles Niedere, Rohes, Gemeine, wurde er von ihnen überhaupt zu allem Guten angehalten, so fehlte doch eben die straffere männliche Zucht, die ihn allein zum Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens tauglich machen konnte. Es entwickelte sich in der träumerischen, früh schon innig mit der Natur vertraut gewordenen Seele des Knaben jene später von ihm selbst erkannte und beklagte „wälscherne Weichheit“.

Schon damals mied der Knabe die derberen Genossen und flüchtete sich in die Arme der Natur, so den Grund legend zu jener Weltfremdheit und Weltföhen, deren er nie mehr Herr werden sollte. Schilderte er doch später selbst diesen Zustand:

Da ich ein Knabe war,
Kletter' ein Gott mich oft
Som Geschrei und der Ruthe der Menschen.
Da spielt ich sicher und gut
Mit den Blumen des Gains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Als aber der begabte Knabe, fast schon Jüngling, um nach dem Wunsche seiner Mutter Theologie zu studiren, nacheinander die Seminarien von Denkendorf und Maulbronn besuchte und so unter männliche Leitung kam, war es zu spät, um seine Eigenart umformen zu können. Auch hier hielt er sich abgesehen von seinen Mitschülern, wendete dagegen den Liebes-Reichtum seines Herzens einem schönen, lebhaften, liebenswürdigen, noch sehr jungen Mädchen zu, der Tochter eines Beamten des Maulbronners Seminars, Namens Luise Raft. Wie Hölderlin liebte sie die Natur und die Einsamkeit und zog die Gesellschaft von Büchern der der Menschen vor. Schnell hatte der schöne Jüngling des Mädchens Herz gewonnen. Da die Gelegenheit zu persönlichem Zusammentreffen in den Kreuzgängen des alten Klostergebäudes oder auf Spaziergängen nur selten sich bot, so waren die Liebenden mehr auf den schriftlichen Verkehr angewiesen und brieflich theilten sie einander ihre Gedanken und Empfindungen, jedes kleine sie berührende Ereigniß mit.

Das Verhältnis wurde dadurch erleichtert, daß Hölderlins bester und damals fast einziger Freund, Raft, ein naher Verwandter der Geliebten und dadurch in der Lage war, nicht nur den brieflichen Verkehr zu vermitteln, sondern auch manches persönliche Zusammentreffen herbeizuführen.

Im Ganzen war es eine echte Schülerviebe und wenn es auch zu einer Art Verlobung kam, so wurde doch später das Verhältnis wegen gänzlicher Aufichtslosigkeit aufgelöst, ohne daß dadurch die gegenwärtige Theilnahme erloschen wäre. Es war eben ein holder Jugendtraum gewesen, der keine Reue und keinen bitteren Nachgeschmack hinterlassen hatte.

Während seiner Univeritätszeit in Tübingen machte die Tochter eines dortigen Professors, die er unter dem Namen „Melitta“ besang, einen tieferen Eindruck auf den Dichter. Doch scheint sich das Verhältnis, da ihm die Eltern des Mädchens entgegen waren, in den Grenzen eines freundschaftlichen Verkehrs gehalten zu haben.

Eine Frau von höherer geistiger Bedeutung trat dem jungen Dichter zum erstenmal in seinem Leben entgegen, als er im Jahre 1793 durch Vermittelung seines großen Landmannes Schiller nach Beendigung seiner academischen Studien als Erzieher in das Haus von Charlotte von Kalb, der Freundin Schillers, trat, die mit ihrem Mann, dem Major von Kalb, und ihrem Sohne, Hölderlins Jögling, auf ihrem Gute Waltershausen bei Weiningen lebte. Daß die Ehe, zu der Charlotte, eine geborene Marckgraf von Dürheim, aus Vermögens- und Familien-Rücksichten gezwungen worden, keine glückliche war, daß es finstere Seiten in ihrer Seele gab, durch die oft unvermittelt und plötzlich Stürme der Leidenschaft brausten, daß der Unterricht bei seinem kränklichen und verwöhnten Jögling nicht viel Erfolg versprach — Alles dies scheint Hölderlin in seiner jugendlichen Unerfahrenheit und Unbefangenheit entgegen zu sein. Wenigstens äußert er sich nie darüber in seinen Briefen, spricht sich vielmehr durchaus befriedigt über

seine Stellung aus. „Meine Zeit“, schreibt er an seine Mutter, „ist getheilt in meinen Unterricht, in die Gesellschaft mit meinem Hause und in eigene Arbeiten. Wenn wir zusammen sind, wird meist vorgelesen, bald vom Herrn, bald von der Frau von Kalb, bald von mir; und über Tische oder auf Spaziergängen oft in Ernst und Scherz, wie es Jedem gelegen ist, davon gesprochen. Wenn ich über einer eigenen Arbeit etwas zerstreut bin und Gesichtser schneide, so weiß man schon, wie's gemeint ist, und ich brauche nicht unterhaltend zu sein, wenn ich nicht in der Laune bin. Daß dies ganz nach meinem Sinne ist, können Sie sich denken. Ich werde wahrscheinlich nächsten Winter in Weimar im Birkel der großen Männer, die diese Stadt in sich hat, zubringen. Auch mit Goethe und Wieland will mich die Frau von Kalb, die von Allen diesen die vertrauteste Freundin ist, bekannt machen.“

Charlotte scheint sich in mütterlicher Weise des jungen Erziehers angenommen, ihn in jeder Weise gefördert zu haben. Hölderlin hatte vollauf Gelegenheit, die Flugkraft des Geistes, die reiche Phantasie, die Vorurtheilslosigkeit der genialen und unglücklichen Frau zu bewundern, von der Schiller gesagt: „Sie ist eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größeren Geiste, als der meinige ist, zu schaffen geben könnte.“ Der junge Dichter, dessen Begabung sie erkannte und ehrt, ist denn auch ihres Lobes voll in seinen Briefen an seine Mutter und an seinen Freund Hegel und spricht mit Begeisterung und Bewunderung von Charlotte, als einem „nach Umfang und Tiefe, Kühnheit und Gewandtheit ungewöhnlichen Geiste.“ Unter ihrem Schutze und unter ihrer Einwirkung schrieb er den ersten Theil seines „Hyperion“ und treulich hielt sie ihr Versprechen, ihn mit Goethe, Herder, Wieland bekannt zu machen. Als er in dem Wunsche, in Jena, in der Nähe Schillers, der ihn „seinen liebsten Schwaben“ nannte, und Fichtes ganz seinen Studien leben zu dürfen, Charlotte um vorzeitige Enthebung seiner Verbindlichkeit als Erzieher bat, erwies sie sich äußerst großmüthig mit Hintansetzung ihres eigenen Interesses. Hölderlin schrieb darüber an seinen Freund Neuffer: „So erbot sich die Majorin von selbst, meinem Jammer ein Ende zu machen, vermah mich noch mit Gelde auf ein Vierteljahr, will sonst Alles thun, um mir einen längeren Aufenthalt in Jena möglich zu machen, bat mich, ja aller Monate ein paar Mal hinüber zu kommen, und zeigte noch beim Abschiede ihren ganzen edeln Sinn, und ihre, wie ich doch glauben muß, herzliche Freundschaft für mich.“

Sicherlich sind die beiden Jahre, die Hölderlin im Umgange mit der außerordentlichen Frau, die später gänzlich erblindet und in Armut gerathen ist, erst 1853 in Berlin starb, wo sie im königlichen Schlosse durch die Großmuth einer preussischen Prinzessin ein Unterkommen gefunden, nicht ohne erheblichen Gewinn für seine geistige und poetische Ausbildung geblieben.

Noch im Jahre 1828 schrieb Rahel Barnhagen über sie an die Fürstin Carolath: „Frau von Kalb ist von allen Frauen, die ich gekannt habe, die geistvollste; ihr Geist hat wirklich Flügel, mit denen sie sich in jedem beliebigen Augenblicke in alle Höhen schwingen kann.“

Nach einem Jahre, das Hölderlin theils in Jena, theils in seiner schwäbischen Heimath zugebracht und zwar nicht im besten Gemüthszustande, denn er erkannte immer schmerzlicher den unlösbaren Widerspruch zwischen der rauhen, niedern Wirklichkeit und dem hohen Ideale reinen Menschthums, nach dem seine Seele lechzte, erhielt er abermals einen Ruf als Erzieher in das angesehenere Haus des reichen Kaufmanns Jacob Friedrich Gontard in Frankfurt am Main. Zu Anfang des Jahres 1796 trat er in seine neue Stellung ein, ohne zu ahnen, daß sich hier das Fatum seines Lebens erfüllen sollte. Der Hausherr war ein Patrieier alten Schlages, von starkem Selbstbewußtsein und Stolz auf das Ansehen und den Reichthum seines Hauses erfüllt, doch nicht ohne Wohlwollen für niederer Stehende, sofern sie sich „in ihren Schranken hielten.“ Bezeichnend für die in seiner Familie herrschenden Anschauungen war es, daß seine jüngste Schwester ihrer Neigung zu einem geachteten Arzte hatte entsagen müssen, weil man in der Verbindung mit ihm eine Erniedrigung sah.

Sehr verschieden von Friedrich Gontard war seine Gattin Susanne, geborene Borkenstein aus Hamburg. Schön und lebenswürdig, vereinigte sie nach dem Urtheil Aller, die ihr näher gestanden, mit einem vortrefflichen Charakter edles Artgefühl und hohe Bildung. Obgleich ebenfalls aus reicher Kaufmanns-Familie stammend, erachtete sie doch die materiellen Güter nicht für die höchsten dieser Welt, fand vielmehr die edelste Befriedigung des Lebens im Genusse der Natur und der Kunst. Ihren lebenswürdigen drei Kindern, im Alter von sieben bis elf Jahren, war sie eine treue und verständige Mutter. Sie mochte damals etwa dreißig Jahre alt sein, also um vier Jahre älter als Hölderlin.

Dieser, mit Wohlwollen aufgenommen und freundlich behandelt, befand sich sehr wohl in seiner neuen Stellung, obgleich er fühlte, daß dem Hausherrn gegenüber eine gewisse Zurückhaltung geboten sei. Anders war es mit der Mutter seiner Jöglinge. Sie verstand ihn in seinen idealen Bestrebungen, die sie schätzte und mit ihrer vollen Theilnahme begleitete. So entstand bald eine Seelenfreundschaft zwischen Beiden, die dem jungen Dichter eine Befriedigung und ein Glück gewährte, wie er sie nie in seinem Leben empfunden. Dieser seligen Stimmung giebt er in seinen Briefen an seinen Freund Neuffer aus dieser Zeit vielfachen Ausdruck. So schreibt er im Juni 1796 — „Lieber Freund! Es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich befindet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüth und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, daß selten so Etwas geahnet, schwerlich wiedergefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie elend ich geworden war und wie ich jetzt froh bin wie ein Adler, wenn mir nicht dies Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, erheitert, gestärkt hätte mit seinem Frühlingslicht.“

Man ersieht aus dieser Schilderung, welch außerordentlichen Eindruck Susanne auf ihn gemacht hatte. Wie dauernd derselbe war, geht aus einem Schreiben an denselben Freund vom Februar 1797 hervor: „Und noch ist es so! Noch immer bin ich glücklich wie im ersten Moment. Es ist eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitsfitt ist nun vor Störung sicher. Er orientirt

sich ewig an diesem Madonnen-Kopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüth besänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden.“

In der That, aus dieser Sprache geht hervor, daß das Verhältnis in Wirklichkeit eine „fröhliche, heilige Freundschaft“ war, die nicht aufregend und beunruhigend, sondern besänftigend und beschwichtigend auf des Dichters erregbare Natur wirkte. Susanne wurde nun das Vorbild seines Romans „Hyperion“ und an sie, „Diotima“, richtete er seine Lieder, in deren einem er sie „Schwester, heilig mir verwandt“ nennt.

Wie weit entfernt auch Gontard damals von irgend einem eifersüchtigen Verdachte gewesen, geht daraus hervor, daß er, als im August 1796 viele Frankfurter aus Furcht vor den andringenden Franzosen ihre Vaterstadt verlassen, seine Gattin und seine Kinder unter dem Schutze Hölderlins zu mehrmonatlichem Aufenthalte nach Hamburg, Cassel und Bad Driburg in Westfalen schickte, ein Auszug, der dem Dichter in jeder Beziehung höchst genügsam wurde.

Die ersten Andeutungen darüber, daß der selig-ruhige Zustand nicht mehr ungetrübt geblieben, finden sich in einem Briefe an Neuffer vom 10. Juli 1797, in dem er sagt: „Es ist anders geworden — ich bin zerrissen von Liebe und Haß. O, Freund! ich schweige und schweige und so häuft sich eine Last auf mir, die mich erdrücken, wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß.“ Nicht viel später schrieb Goethe, als ihn Hölderlin in Frankfurt besuchte, an Schiller, er sähe „kränklich und gedrückt“ aus, wogegen Schiller scharfblickend Hölderlins Zustand, Goethe gegenüber, „gefährlich“ nannte, „da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist.“

Allerdings war Hölderlins Zustand gefährlich. Da er selbst höchst schweigsam über die weiteren Vorgänge geblieben, so darf man annehmen, daß die „fröhliche, heilige Freundschaft“ in seinem Herzen sich allmählig, aber unaufhaltsam in leidenschaftliche Liebe umgewandelt hatte, die ihn, indem sie ihn in Conflict mit der sittlichen Weltordnung setzte, bei der Parteilichkeit seines Empfindens, in schwere innere Kämpfe stürzen mußte. Ob Susanne seine Leidenschaft getheilt, oder ihm lediglich schweserliche Freundschaft gewidmet — auch darüber fehlen authentische Beweise. Doch ist das Letztere wahrscheinlicher. Jedenfalls lassen erhaltene Brief-Fragmente von ihr an Hölderlin keinen Gedanken an ein sträfliches Verhältnis aufkommen. Er mußte erkennen, daß die Geliebte ihm unerreichbar blieb und damit erlosch die Sonne seines Lebens. Verzweifelt entfloß er und verließ im September 1798 plötzlich und ohne Abschied das Gontardsche Haus und Frankfurt. Ob, wie Einige vermuthen, eine von Gontard herbeigeführte Eifersuchts-Szene die Katastrophe veranlaßte, muß ebenfalls unentschieden bleiben, da Hölderlin schweigsam über Alles dies blieb und nur in seinen Gedichten seinen Schmerzen ergreifenden Ausdruck gab:

„Aber das Haus ist öde mir nur, und sie haben mein Auge
Mir genommen; auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.“

„Aber das Haus ist öde mir nur, und sie haben mein Auge
Mir genommen; auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.“

„Aber das Haus ist öde mir nur, und sie haben mein Auge
Mir genommen; auch mich hab' ich verloren mit ihr.
Darum irr' ich umher, und wohl wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.“

Redactions-Post.

R. S., Ruffin, Moskau. — Die von Nordau behandelte „Krankheit des Jahrhunderts“ ist natürlich die Neurostik, die in der Zeit des Dampfes und der Electricität immer mehr um sich greift. Wenn sie auch vom Autor nicht direct erwähnt wird, so sind doch alle seine Charaktere unter diesem Gesichtswinkel beobachtet und geschildert.

Langjährige Abonnentin, Wiesbaden. — Eine reiche Hundgrube für ein Kinder-Theater bietet „Bischof, Jugendbühne, Verlag von Fr. Wöller, Leipzig.“

A. D., Kunstfreundin, München. — Die Vereinschen Tempera-Farben scheinen sich in Künstlerkreisen steigender Antennung zu erfreuen. Herr von Vereina stellt die Binde- und Malmittel sowie die Firnisse nach den im Mittelalter üblichen Vorschriften her. Das Grund-Princip seines Malverfahrens beruht darauf, daß man mit Tempera-Farben fertig malt, und das Bild durch Firnissen in ein Holzgemälde umwandelt. Franz Lenbach, Rud. Schj, Franz Stud, Detaille, Puvis de Chavannes, Saintpierre, Ferris und zahlreiche andere deutsche und französische Meister haben ihre Zuständigkeit mit den Tempera-Farben ausgedrückt und ihr lebhaftes Interesse für das Verfahren bekundet.

F. V., Danzig. — Ueber die Lebensdauer in ihrer Beziehung zum Geschlechte sind mannigfache statistische Berechnungen aufgestellt worden, die schwer controllirbar sind. Im Allgemeinen scheint das Zahlenverhältnis zu Gunsten der Frauen auszufallen. Uns liegt augenblicklich beispielweise eine französische Tabelle vor. Nach amtlichem Nachweis zählt Frankreich jetzt 150070 Ehepaare, die ihre goldene Hochzeit hinter sich haben. Personen über 100 Jahre giebt es 209, wovon 145 Frauen und 64 Männer, und darunter 16 Inhaber der St. Helena-Medaille, Soldaten Napoleons I. Inbezug auf diese Zahlen zu hoch sein. Als 1886 bei den damaligen 191 Hundertjährigen näher nachgeforcht wurde, konnte nur bei 80 der Nachweis geführt werden, daß sie wirklich 100 Jahre alt waren; 49 waren Frauen.